Vom geruhigen Leben

Otto Ernst Schmidt, Maximilian Dasio

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Otto Ernst,

Vom geruhigen Leben.

Digitized by Google

Von demſelben Autor erſchienen im gleichen Verlage:

Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit. 31. bis 35. Tauſend. Br. M. 3.50, geb. M. 4.50, Halbfz. M. 6.—.

Beſiegte Sieger. Novellen u. Skizzen. 5. u. 6. Tauſend. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ein frohes Farbenſpiel. Humor. Plauder. M. Buchſchmuck v. Prof. Chriſtianſen. 15. u. 16. T. Br. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Kartäuſergeſchichten. Novellen und Skizzen. 4. u. 5. Tauſend. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Narrenfeſt. Satiren u. Burlesken. Broſch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Offenes Viſier! Geſammelte Eſſays aus Literatur, Pädagogik und öffentl. Leben. 2. Aufl. Broſch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Buch der Hoffnung. Neue Folge der geſammelten Eſſays. 2 Bde. Bd. 1 br. M. 3.—, geb. M. 4.—. Bd. 2 br. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Gedichte. Der neuen Gedichte 2., der Gedichte 3. Aufl. Broſch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Stimmen des Mittags. Neue Dichtungen. 3. Tauſend. Broſch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Die grösste Sünde. Drama. 7. T. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Jugend von heute. Komödie. 11. u. 12. Tauſend. Broſch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Flachsmann als Erzieher. Komödie. 22. u. 23. Tauſend. Broſch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Die Gerechtigkeit. Komödie. 4. bis 6. Tauſend. Broſch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Bannermann. Schauſpiel i. 3 Aufz. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Das Jubiläum. Ein Schulmeiſteridyll in 1 Aufz. M. —.75.

Der ſüsse Willy. Die Geſchichte einer netten Erziehung. Kartoniert mit orig. farbiger Umſchlagzeichnung von A. Schmidhammer. 8. bis 12. Tauſend. M. 1.—.

Im Verlage von **Schuster & Loeffler** in **Berlin:**

Lessing. Eine Monographie. Elegant kart. M. 1.50.

Im Verlage von **M. Glogau jr.** in **Hamburg:**

Hamborger Schippergeſchichten. Nach Holger Drachmann ins Plattdeutſche übertragen von Otto Ernſt. 3. und 4. Tauſend. In Originalband M. 1.50.

Digitized by Google

Vom geruhigen Leben.

Humoristische Plaudereien

über groß und kleine Kinder.

Von

Otto Ernst.

Buchschmuck von Max Dasio.

Fünfzehntes Tausend

Leipzig,
Verlag von L. Staackmann.
1906.

Digitized by Google

Alle Rechte,
besonders das der Übersetzung in fremde
Sprachen, vorbehalten.

Druck: C. Grumbach, Leipzig.

Digitized by Google

PT
2638
M5
V6

Inhalt.

Die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben 1
Was war uns Friedrich Schiller? 40
Heimkehr in die Stadt 56
Der Pudding 74
Ein Tag aus dem Leben Appelschnuts . . . 89
Appelschnut und die Philosophie 137

Digitized by Google

Deutschland.

Wie du mich treu begleitest
Auf meiner Wanderschaft,
An Mutterhand mich leitest,
Du Land voll Morgenkraft.

Wohin den Stab ich hebe,
Dein Auge sieht mich an
Und spricht: „Vertrau und lebe,
Mein Sohn und Wandersmann.“

Wohin die Füße schreiten
In nimmermüder Lust,
Dein Feld und Anger breiten
Sich weit in meiner Brust.

Geruhig steht mein Wille
Wie dieser Felsen Hang;
Durch meines Herzens Stille
Rinnt deiner Ströme Klang.

Nun wollen Feinde zwängen
Sich zwischen dich und mich,
Mich dir vom Herzen drängen —
Ich aber bau auf dich.

Digitized by Google

Ich ſteh und ſuch in Sorgen
Dein Auge groß und lind —
Und weiß, ich bin geborgen
Wie einer Mutter Kind.

Ich weiß: nicht kann uns trennen,
Was Neid und Liſt erfand.
Mein Herz wirſt du erkennen,
Wie ich dein Herz erkannt.

Digitized by Google

Wer je in seinem Leben den vortrefflichen Roman „Auch Einer“ des noch vortrefflicheren Humoristen Friedrich Theodor Vischer gelesen hat, der wird sich auch in späteren Jahren noch mit Behagen erinnern, daß der Dichter ein Erkleckliches und Erquickliches zu reden weiß von der „Tücke des Objekts“. Man wird sich desgleichen erinnern, daß der Dichter unter sol-

Digitized by Google

cher „Tücke des Objekts“ die große Summe der kleinen Hindernisse versteht, die uns von äußeren und zufälligen Umständen gerade bei unseren wichtigsten und erhabensten Handlungen in den Weg geworfen werden. Eine große That vollbringen, ist keine Kunst, wenn man im entscheidenden Augenblicke nicht durch Niesen oder durch das Platzen einer Naht an ihrer Vollbringung gehindert wird. Das ist der Sinn der Vischerschen „Tücke des Objekts“.

Hat nun der mehrfach benannte Poet aus Württemberg die Vermessenheit besessen, den Humor des hirnzerschlitzenden Nasen-Rachenkatarrhs und der unzeitig geplatzten Hosennähte recht ausführlich zu kultivieren, solcher Dinge also, die eines großen Hintergrundes durchaus entbehren und die geradezu dem schlimmen Verdachte Raum geben, der Autor habe ehrenhafte deutsche Mitbürger mit Bewußtsein zum Lachen gereizt: so geht der ganz unwürdige Verfasser dieser Plauderei in seinem Unterfangen gar so weit, der reinen Vernunft jenes Spaßmachers noch seine vermeintlich praktische Vernunft hinzuzufügen. Der ganz unwürdige Schreiber dieser Zeilen ist nämlich nicht nur davon überzeugt, daß so etwas wie die Tücke des Objekts in Wahrheit vorhanden sei, sondern er lebt auch des Glaubens, daß es eine Weise gebe, ihr erfolgreich zu begegnen.

Digitized by Google

Schwerer als auf anderen Zeiten der schwarze Tod, lastet auf unserem Zeitalter die Seuche des grellen Lebens. Es ist die ansteckende, hartnäckige, tragikomische Krankheit, die man Nervosität nennt. Sie ist tragikomisch von einer schlimmen Art: wer von ihr befallen ist, dem ist sie sehr tragisch — den anderen aber meistens komisch. Oder sie halten sie für eine Lumperei, von der man kein Wesens machen sollte. Ich finde, man soll viel, viel Wesens von ihr machen. Denn obwohl sie dem Einzelnen meistens das Leben läßt, ist sie eine tödliche Krankheit. Manchen tötet sie 24mal an einem Tage; was aber mehr bedeutet: sie tötet Völker und Generationen.

Sehr wahrscheinlich, daß sie eine Ansteckungskrankheit ist wie Chauvinismus und Grippe, Bigotterie und schwarze Pocken und ihr spezifisches Kontagium hat, das zu allen Zeiten auftreten kann. Gewiß ist aber, daß sie in unserer Zeit eine besondere „Disposition" vorfindet. Kein Märchen von „guter, alter Zeit" ist es, daß unsere Väter zu allen ihren Thaten wundervoll viel Zeit hatten. Sie waren gewiß so lebendig und fleißig wie wir; aber wenn der Blitz ihr Haus in Brand steckte, so rauchten sie, bevor sie hinausgingen, noch eine lange Pfeife. Wollt ihr noch die Abendröte jenes Zeitalters genießen, so geht in eine Kleinstadt;

Digitized by Google

dort wächst noch alte Zeit zwischen den Pflastersteinen. Du verabredest dich mit deinem Freund in der Kleinstadt für Punkt zwei Uhr zu einem gemeinsamen Gange. Naiv, wie du als Großstädter bist, erscheinst du Punkt zwei Uhr oder auch eine Minute früher auf dem Posten. Dein Freund empfängt dich mit einer leichten Überraschung im Blick, erklärt aber, er werde gleich bereit sein und habe nur noch einen Blick in den Stall zu thun. Nach dreiviertel Stunden kommt dein Freund aus dem Stalle, unschuldig wie ein Schaf, und thut garnicht, als ob irgend jemand sich zu entschuldigen hätte. Er ist überzeugt, daß du dich mit seinem Großvater, der dir von sämtlichen Fleisch- und Gemüsesorten die Preise zu Anfang und zu Ende des vorigen Jahrhunderts vorgerechnet hat, vortrefflich unterhalten habest. Ihr wollt gerade gehen, als die Gattin bemerkt, daß ihr Mann mit dem Hut unmöglich auf die Straße gehen könne und daß der andere Hut beim Hutmacher sei.

„Ach, dann schick' eben die Anna zum Hutmacher und laß ihn holen, ja? Mein Freund nimmt noch 'n Augenblick Platz, nicht wahr?"

Aber natürlich. Warum nicht? Time is money. Man muß es einmal ansehen, mit welcher Nervenruhe diese Leutchen auf Anna

Digitized by Google

und den Hut warten. Sie sind noch nicht wieder zurück, als Verwandtenbesuch aus dem benachbarten Dorfe erscheint. Bis dieser Besuch ordnungsmäßig empfangen ist und sich auf mehreren Stühlen in Linie entfaltet hat, vergeht eine Viertelstunde. Der Besuch erzählt, daß Onkel Thomsen sich eine Ziege gekauft und der kleine Franz sich die Finger verbrannt hat. Es ist ganz selbstverständlich, daß du mit anhörst, wie Onkel Thomsen sich eine Ziege kaufte und der kleine Franz sich die Finger verbrannte. Inzwischen empfindet die Hausfrau, daß es Zeit zum Kaffeetrinken sei und meint, eine gute Tasse Kaffee würdest du „im Fluge" gewiß noch mitnehmen. Freilich, freilich. Dir ist jetzt schon alles egal. Die Zeit ist dir nur noch eine leere, nichtssagende Form der Vorstellung. Du kannst von hier aus ja gleich zum jüngsten Gericht gehen, wenn die Zeit knapp werden sollte. Nachdem der Kaffee mit allen Vorsichtsmaßregeln aufgetragen und er sowohl wie zahlreiche Butterbrote in einem sehr gedeihlichen Tempo genossen worden sind, erklärt dein Freund ohne jede Anwandlung von Schwäche, daß es jetzt, um halb fünf Uhr, doch zu spät für den verabredeten Gang sei, aber man könne ihn ja ebensogut morgen um zwei Uhr unternehmen.

Leben sie nicht, diese guten Leute, wie in einem Schlaraffenlande, wo Milch, Zeit und

Digitized by Google

Honig in vollen Bächen fließt und wo man, wenn das Leben ausgetrunken ist, wieder einschenkt? Wo man selbst den Tod so lange bei Wein und Politik hinhält, bis er gemütlich die Sense in den Winkel lehnt und sagt: „Auf ein paar Jahre kommt mir's nicht an?" Und derweilen sich diese Leute in Zeit wälzen wie Ferkel in der Kleie, lebst du in der Großstadt — nicht nach einem Stundenplan, o nein — nach einem Halbeminutenplan. „4 Uhr 15 ist der Vortrag zu Ende; 4 Uhr $17^1/_2$ Minuten ist die grüne Straßenbahn an der Ecke der Pfälzerstraße, in $2^1/_2$ Minuten kann ich sie erreichen: in 15 Minuten, also 4 Uhr $32^1/_2$ ist sie am Moltkeplatz; wenn ich Glück habe, erwische ich dort die rote Bahn und fahre mit dieser in $14^1/_2$ Minuten nach der Domgasse; wenn ich die Beine nachziehe, kann ich in 13 Minuten an der Esplanade sein und komme dann eben rechtzeitig um 5 Uhr zur Konferenz." Hast du aber kein Glück — und mit Straßenbahnen hat man nie Glück — dann fällt deine ganze Tagesordnung über den Haufen wie ein Kartenhaus, das auf den großen Zeiger einer Turmuhr gebaut wurde; über den ganzen Rest des Tages fällt der Schatten der versäumten 10 Minuten; alles ist verschoben, alles verdreht und verspätet; die Galle tritt ins Blut, und in jener halben Minute, die du zu spät

Digitized by Google

zur roten Bahn erſchienſt, haſt du einen Tag verloren.

Oder du ſitzeſt in deinem Bureau oder Kontor und prüfſt eine Statiſtik, die morgen abgeliefert werden muß. Ha, denkſt du, die Eingabe des Herrn X muß ja noch heute erledigt werden! Und dann das Atteſt, das Frau Y. erbeten — —! Ja, richtig, der Z. wartet ſchon drei Tage auf die Empfangsbeſtätigung für ſeine Sendung — und dann muß der Bericht an die Behörde angefangen werden; es ſind nur noch acht Tage bis zum Einlieferungstermin — — Ih, ſollte nicht heute eine Sitzung des Wohlfahrtsausſchuſſes ſein? (Du ſuchſt längere Zeit nach einem Papier.) Richtig: Sitzung am 3. Juni Morgens 11 Uhr — es iſt jetzt $^3/_4$12 — alſo verſäumt! Hm — dem Dr. N. hab' ich noch gar nicht auf ſeine Einladung zum Diner geantwortet; es hat, glaub' ich, vor 14 Tagen ſtattgefunden — halt! Hab' ich eigentlich ſchon meine Feuerverſicherung erneuert? Nein — nein! Und dabei gewittert's jetzt alle Tage, und überall ſchlägt's ein! Zum Augenarzt komm' ich auch nicht mit meinem Bindehautkatarrh — ach ja, das Buch über Lungenheilſtätten von Dr. M. ſollt' ich ja leſen, das liegt ſchon ſeit Weihnachten hier — hab' ich eigentlich ſchon dem Fräulein O. geantwortet? Aah,

Digitized by Google

da muß ich doch aber gleich — nein, erſt muß P. Beſcheid haben, daß ich — oder nein, noch eiliger iſt der Brief an Q.; die andern kann ich heute Abend — Donnerwetter, heute Abend iſt ja der Vortrag von Profeſſor R.; wenn ich da nicht hinkomme, wird er mir ſein Lebtag nicht wieder — ja, was iſt denn das, heut Abend hab' ich ja Geſellſchaft im eigenen Hauſe —

Du biſt längſt aufgeſprungen und rennſt wie eine vergiftete Ratte an allen vier Wänden der Zeit hinauf, um ein Loch zu finden. Da tritt dein Diener ein und ſagt: Herr Soundſo (wie du nun eben heißt), es iſt höchſte Zeit, auf's Gericht zu gehen, ſonſt wird Ihre Klage als zurückgezogen betrachtet! Du greifſt nach deinen Stiefeln, und indem du natürlich den linken Stiefel auf den rechten Fuß zu ziehen verſuchſt, fallen dir fünf notwendige Beſuche, ſieben wichtige Sitzungen und neunzehn dringliche Briefe ein; du ſtürzeſt davon, kehrſt aber in der Thür wieder um und rufſt dem Diener zu: „Lieber Meyer, mir fällt ein, ich habe auf 1 Uhr dem Porträtmaler eine Sitzung verſprochen; ſagen Sie, ich wäre plötzlich abgerufen worden, und dann gehen Sie ſofort hin und bezahlen Sie die Einkommenſteuer, die hab' ich total vergeſſen; der Gerichtsvollzieher iſt ſchon dageweſen und hat Zettel angeklebt . . . .“

Digitized by Google

Und so kommst du vor tausend Arbeiten zu keiner einzigen und erleidest das graueste Elend, das diese Welt gewährt: der Katzenjammer nach einer übervollen Nacht ist Himmelsfreude gegen den Kater nach einem leeren Tage!

Armer, verstörter Geist, ruheloses Herz, gequälter Zeitgenosse und Mitmensch, komm' zu uns und empfange Frieden in den Armen der

Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben.

Siehe, wir nennen uns nicht die „Brüder vom ruhigen Leben", sondern „Brüder vom geruhigen Leben", woraus du ersehen mögest, daß wir Zeit haben. Nachdem du so vielen Vereinen und Ausschüssen beigetreten bist, tritt endlich diesem bei, den ich mit anderen weisen Männern gegründet habe und der dich alle anderen Vereine ertragen lehrt. Du hast bereits dein Eintrittsgeld in der Hand — festina lente —. Höre und erwäge wohl, bevor du handelst.

Ich seh' es dir an: du wähnst, ich lüde dich zu einem Klub der Wurschtigkeit, in welchem man lebt nach dem Grundsatze: „Nachher ist alles eins; in der Nacht des Todes sind alle Katzen grau, und obendrein sieht, wer tot ist, kein Grau und keine Katze." Irre dich

nicht. Unsere Brüderschaft lebt das Leben mit eifriger Aufmerksamkeit und reger Kraft.

Oder glaubst du, wir schraubten uns und unsere Welt zurück in die Zeiten der Väter, die sich an dem Blitz, der ihr Haus entzündete, eine lange Pfeife entbrannten? O nein, mein Freund, unsere Brüdergemeinde weiß, daß Leben nicht zurück kann; Leben kann immer nur vorwärts.

Unsere Gemeinschaft weiß, daß Reize und Sorgen den Menschen von heute zehnfach so stark bestürmen wie seine Vorfahren. Es ist wahr: der Ernst des Lebens und die Lust des Lebens reißen sich um die moderne Menschenseele mit einem Ungestüm, das ehemals unerhört war. Wir Kinder dieses goldenen Zeitalters der Technik und der Wissenschaft sind ein Geschlecht von Parvenus, und unter diesen Parvenus sind wir Deutschen noch ein besonderes Stück emporgekommen. Wer aber so jählings emporkommt, dem wird schwindelig. Das ist das Schicksal der Parvenus.

Arbeit und Genuß tanzen uns vor den Augen, daß uns wirblig wird und alles sich mit uns im Kreise dreht. Wir haben den Überblick verloren; wir haben noch nicht gelernt, über die neue, unerwartete Fülle zu disponieren. Ruhig gesehen ist über die Hälfte

geschafft. Wir werden hineinwachsen in unsere Aufgabe; wir werden sie bewältigen, wie jedes vorhergegangene tapfere Geschlecht. Aber noch flimmert's uns vor den Augen. Die einfachsten, banalsten Gebote der Ordnung, der Beschränkung und Überlegung sind uns abhanden gekommen, und bei wem du eintrittst, suchst du vergebens nach der philosophischen Hausapotheke.

Erwarte daher nicht orphische Weisheit, nicht rabendunkle Urworte aus Morgendämmerungen der Menschheit, der du eintrittst in unsere Gemeinschaft! Es sind die gewöhnlichen Rhabarbertropfen der Seelentherapie, die du hier findest; was aber das Eigentümlichste ist, sie stehen nicht da in verstaubten Fläschchen, sondern sie werden angewandt. Wer in die Brüdergemeinschaft aufgenommen wird, leistet zuvor einen heiligen Eid, daß er ihr alle seine Sünden gegen ein geruhiges Leben beichten, sich den über ihn verhängten Bußen unterwerfen und die Lehren der Weisen mit Ehrerbietung hören und redlich befolgen werde.

In großen, ehrwürdigen Protokollen ist niedergeschrieben, was in den sonnabendlichen Konventen gebeichtet, verhandelt, geurteilt und gelehrt worden, zu denkwürdigem Zeugnis von der gewaltigen Macht und Tücke des Kleinen und von der Überwindung solcher Macht. In

Digitized by Google

dieſen heiligen Büchern mit mir zu blättern, biſt du nunmehr, teuerſter Leſer, herzlich gebeten.

Haare in der Feder.

Es iſt verzeihlich, Menſch, daß du meinſt, wenn dir ein Haar in der Schreibfeder ſitzt, es werde ſich beim Schreiben von ſelbſt wieder daraus entfernen. Bedenke aber, daß Haar und Feder, ſobald ſie dieſe deine Meinung merken, nur um ſo zärtlicher zuſammenhalten. Aus dem verſchmierten Buchſtaben wird ein verſchmiertes Wort, aus dem verſchmierten Wort eine verſchmierte Zeile; in der nächſten Zeile geht die Schmiererei rüſtig weiter und dauert ſo lange, bis du die Feder auf den Tiſch haust, ſie zerbrichſt und dir die Hand verſtauchſt. Daß du die ganze Seite nun noch einmal ſchreiben mußt, koſtet bloß Zeit. Die verſtauchte Hand koſtet Zeit, Verdienſt und ärztliches Honorar: das will alles noch nichts ſagen. Aber das Wutgift, das ſich in dir angeſammelt, während du mit ſteigendem Ingrimm auf die Vernunft eines Haares hofftest, und nun der tage-, der wochenlange, mindeſtens der viertelſtundenlange Ärger über all die Widerwärtigkeit: die freſſen Nerven und Hirn, und das läuft in die Papiere. Sobald du, o Menſch, ein Haar in deiner Feder ſpürſt,

Digitized by Google

ſpreize die Feder und entferne das Haar, und will dir's nicht gelingen, ſo wirf die Feder weg oder das faſernde Papier und nimm neues Material und lächle dabei als ein Wiſſender, der in aller Ruh und Behaglichkeit ein glänzendes Geſchäft macht.

Infame Halskragenknopflöcher.

Es gehört zu den ſelbſtverſtändlichſten Erſcheinungen, daß die Knopflöcher neuer, namentlich etwas enger Halskragen ſich gegen die Aufnahme größerer Knöpfe wehren. Nach dem erſten vergeblichen Verſuche pflegt der Menſch von heute „Na?!" zu rufen, nach dem zweiten „Nanu?!!", nach dem dritten: „Na, da ſoll aber doch gleich —!", nach dem vierten pflegt er ſich bereits erſchöpft auf das friſchgemachte Bett fallen zu laſſen; beim fünften bricht er ſich einen Fingernagel ab; nach dem ſechſten ſchleudert er den Kragen in die Ecke und mit dem Kragen ein wertvolles Glas vom Waſchtiſch hinunter, und wenn ſeine Frau mit dem heiterſten und liebenswürdigſten Geſicht von der Welt hereinkommt und ihn lächelnd etwas fragt, ſo antwortet er in einem unliebenswürdigen Tone, der ihm und ihr den ganzen Abend und den folgenden Morgen verdirbt. Der arme Unwiſſende und Verblendete merkt

Digitized by Google

nicht, daß die Schar der tückischen kleinen Knopf- und Kragendämonen sich bei jedem Fluche verdoppelt und daß ihre Gewalt und ihr Gewieher schon nach dem dritten Versuch ins Ungeheure und Unbezwingliche gewachsen ist.

Der Mensch nehme einen rundlichen, kegelähnlichen Gegenstand, z. B. ein geschlossenes Scherchen, treibe ihn in das Knopfloch und weite es ein wenig und mit Ruhe; er trete dann vor den Spiegel, und er wird sehen, daß der Knopf gefügig in sein Loch schlüpft und daß der Mann im Spiegel ihn anschaut mit der heiteren Ruhe eines Gottes, zu dessen Füßen sich die Dämonen der Hölle krümmen. Einsatz bei diesem Spiel: eine Minute Zeit; Gewinn: ein frischgemachtes Bett, ein Fingernagel, ein venetianisches Glas, eine Viertelstunde Zeit, eine liebenswürdige Frau, ein fröhlicher Abend, ein ditto Morgen, mehrere Bündel Nerven und ein gehöriges Quantum Herz- und andere Muskelkraft. Was sind dagegen die Chancen in Monte Carlo?!

Vergessene Hosenträger.

Bei Menschen, welche sich auch während des Ankleidens mit der Komposition von Sonaten oder Parlamentsreden befassen, ist es

gar zu leicht möglich, daß sie, in Frack, Lack, Claque und Handschuhen und schon im Begriff, in den Wagen zu steigen, an dem erbärmlichen Gefühl einer Art inneren Haltlosigkeit (nicht ihrer Reden, sondern ihres äußeren Menschen) plötzlich inne werden, daß sie die Hosenträger anzulegen vergessen haben. Ein teurer Novize, den wir bald als Konfrater in den Schoß unserer Gemeinschaft aufnehmen zu können hoffen, ist in solchem Falle die Treppen wieder hinaufgestürmt, hat sich dabei mit dem Fuß in seinen Cylinder verwickelt, hat sich unter Entwickelung einer unglaublichen Körpertemperatur fast bis auf die Haut ausgezogen, beim abermaligen Ankleiden seine Weste nicht wiederfinden können und endlich infolge alles dessen die Trauung seines besten Freundes versäumt. Und das alles um eines Unfalles willen, der für die Brüder vom geruhigen Leben in seiner Harmlosigkeit etwas ausschließlich Erheiterndes hat. Diese Brüderschaft pflegt nämlich vor dem Ankleiden sämtliche Garderobenstücke in der natürlichen Ordnung vor sich hinzulegen, so daß das Vergessen eines notwendigen Requisits nahezu unmöglich erscheint. Kommt sie aber dennoch in die Lage unseres teuren Novizen, so legt sie mit humorvoller Kühle Rock und Weste ab, legt die Hosenträger an und zieht Weste und Rock

Digitized by Google

wieder an: eine Sache, die keine 5 Minuten beanſprucht. Dieſe 5 Minuten — das iſt nun das Bedeutungsvollſte an der ganzen Sache — hat ein Bruder vom geruhigen Leben immer übrig, weil er ſich für jede Toilette vor Abfahrt der Droſchke oder Eiſenbahn mindeſtens 10 Minuten Zeitüberſchuß geſtattet. Das iſt wohl der einzige Grund, weshalb es noch keine Schweſtern vom geruhigen Leben giebt.

Das Laſter des Zeitgeizes iſt von der Gemeinſchaft der Brüder wegen ſeines beſonders nervenverheerenden Charakters von je mit beſonders hohen Bußen belegt und bei ſchwerem Rückfall wohl auf 500 Pfennige für die Armen und den gleichen Betrag für die Punſchbedürftigen erkannt worden.

Geburtsſcheine im Fliegenſchrank, Taſchenuhren unterm Sofa und Ähnliches.

Es iſt für den modernen Menſchen, der zum Arbeiten beſtimmt iſt wie nur je ein Weſen irgend einer Periode, ein wahrer Fluch, wenn er die Stiefel, die er braucht, erſt im Kohlenkaſten ſuchen muß und die Butter, deren er zum Frühſtück benötigt, erſt nach halbſtündigem Suchen endlich im Aktenſchrank entdeckt, noch dazu unter einem ganz verkehrten Buchſtaben. Mehr als je bedarf der Menſch

Digitized by Google

der Ordnung, wenn ihn die verwirrende Fülle seiner Pflichten nicht verrückt machen soll. Ohne Zweifel würde auch die Ordnung längst einen größeren Raum im Leben der Menschheit gewonnen haben, wenn nicht immer unnatürlicherweise verlangt würde, daß man die Ordnung „lieben" solle. Das ist nun einmal nicht zu verlangen. Es ist mit der Ordnung genau wie mit dem Verräter: man schätzt ihre Dienste, aber man hat ein Grauen vor dem, der sie leistet. Selbst von unserm Schiller, der es über sich gebracht hat, die Ordnung in vorzüglichen Versen anzusingen, ist uns bekannt, daß er zu ihr keineswegs ein intimes Verhältnis unterhielt, und obwohl er soweit gegangen ist, zu behaupten, daß die Ordnung „das Gleiche frei und leicht und freudig binde", hat er doch wohlweislich die Heuchelei nicht so weit getrieben, von „Liebe" zu sprechen. Die Leistungen der Dame sind allerdings ganz außerordentlich, ja großartig und bezaubernd, und so mag es ja vereinzelt vorkommen, daß jemand sie um dieser Leistungen willen „liebt", wie etwa ein Junggeselle schließlich seine alte und anspruchsvolle, aber kolossal tüchtige Haushälterin heiratet — abnorm bleibt es aber immer. Dabei wird die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben es stets als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachten, die

ungeheuren Verdienste der Ordnung unermüdlich zu preisen. Tritt am Morgen in dein Zimmer, wo sie gewaltet und — wenn sie nicht übertrieben hat — welch ein alles umschwebender Glanz der Schönheit strahlt dir entgegen! Dein Arbeitstisch lockt und reizt dich wie eine köstlich gedeckte Tafel; Papier und Schreibzeug schimmern so sanft und licht wie Porzellan von Sèvres und altes Silber und Venediger Glas, und die Blumen sagen dir fühlbar „Guten Morgen", weil eine sorgliche Hand sie gepflegt. Und wenn du dich nun zur Arbeit setzest — welch eine Ruhe legt sich tief auf den ganzen Grund deines Gemüts! Das ist wohl die erhabenste Leistung der guten Frau, daß sie, die uns durch die Milchstraße führt wie durch ein Blumengärtchen, auch den mörderischen Wirrwarr des modernen Lebens schlichtet und, wo sie ihre kühle Hand auf eine Stirn legt, dem erhitzten Gehirn die Ruhe bringt. Sie ist die barmherzige Schwester für Nervenkranke. Und wie du nun, geruhig in deinem Stuhle sitzend, auf wohlüberschauten Wegen zu deiner Arbeit fernsten Zielen schreitest, nein, springst, nein, fliegst! Man beachte doch wohl, daß gerade die kältesten, profitfreudigsten Geschäftsleute am eifrigsten auf Ordnung halten. Weil man eben in jede Gleichung die Ordnung getrost als eine Pferde-

Digitized by Google

kraft einsetzen kann, das sind sieben menschliche Arbeitskräfte. Mit Ordnung kannst du das römische Reich regieren, nebenher sieben schöne und sieben ritterliche Künste treiben und in freien Stunden dem Angelsport huldigen, während du als unordentlicher Mensch einen ganzen Tag vergeblich aufwendest, um eine Schusterrechnung doppelt zu bezahlen, weil du die Quittung nicht findest, und dabei noch mit einem Gefühl durch dein Zimmer rennst, als wenn ein Teufel dein Gehirn und die umgebende Welt mittels eines Quirls zu einem Urbrei verrührte. Darum lautet ein vornehmstes Gebot unserer Brüderschaft: Habe einen Menschen, der dir alle deine Sachen in Ordnung hält, und wenn du keinen findest: thue es eher selbst, als daß du dich der Unordnung ergiebst! Die Sachen innerhalb deiner Persönlichkeit mußt du ja doch selbst in Ordnung halten, und bei einigen Menschen ist dies das meiste.

Ausgeschlagene große Lose und Ähnliches.

Der moderne Mensch empfängt von Zeit zu Zeit Briefe mit Lotterielosen, die er nach der Ansicht der Absender kaufen sollte. Unsere jüngeren Brüder pflegen ein solches Los, wenn

Digitized by Google

sie es nicht behalten wollen, mit abgewandtem Gesicht wieder zu kuvertieren, damit sie, wenn es später mit 300000 Mark gezogen wird, die Nummer gar nicht wissen. Anfängern im geruhigen Leben ist diese Weise auch gar wohl zu empfehlen. Jene Brüder freilich, die bereits die höheren und höchsten Weihen empfangen haben, bedürfen solcher Vorsicht nicht mehr; ja, sie merken sich wohl gar die Nummer, um deren Schicksal aus der Ferne mit wohlwollender Objektivität zu verfolgen. Denn diese Weisen wissen nicht nur, sondern sie fühlen es auch, daß man nach Nichtgewinnung des großen Loses genau so viel besitzt wie vor Nichtgewinnung des großen Loses und also nicht der geringste Grund zur Klage vorliegt. Die Brüder vom geruhigen Leben preisen nicht die Armut, schon deshalb nicht, weil sie ein gutes Konzert und einen schönen Siran Labarde lieben; aber sie sind davon durchdrungen, ja ich möchte sagen: durchtränkt, daß es bodenlos gleichgültig ist, wie viel Einkommen andere Leute haben, wenn man selbst soviel hat, daß man auskommen kann. Ein Bruder vom geruhigen Leben, dem soviel geworden ist, wird kaum wissen, wie viel Gehalt seine Kollegen beziehen, und wenn ihm ohne Gerechtigkeit einer vorgezogen wird, so wird er sich zwar über die Ungerechtigkeit ärgern

Digitized by Google

wie über alles Unrecht in der Welt; aber er wird nicht an das entgangene Geld denken; thut er es aber dennoch, so wird er am nächsten Samstag voll Freudigkeit seine Strafe zahlen. Ein Bruder, der einen erheblichen Vermögensverlust erleidet, ist für vier Wochen von der Ableistung gewisser Freudentänze und Jubelgesänge entbunden, auch darf er natürlich Versuche zur Wiedererlangung des Verlorenen machen. Trauert er aber um Unwiederbringliches oder trauert er zu lange, so verfällt er der Strafe; denn ein Bruder vom geruhigen Leben soll wissen, daß er dem verlorenen Reichtum das Zehnfache hinzulegt durch seinen Kummer. Und ein Bruder, der reich gewesen, soll wenigstens das vom Reichtum gehabt haben, daß er erkannt hat: Tägliche Austern schmecken entweder genau so wie tägliches Rindfleisch oder — schlechter, und der Schlaf, „das nährendste Gericht am Tisch des Lebens", pflegt über einer gewissen Steuerstufe an Qualität einzubüßen. Wer aber den verlorenen Reichtum um der Wohlthätigkeit willen liebte, der bedarf keines Trostes. Denn der Schatz zum Wohlthun ist solider Reichtum und sitzt an einer Stelle, wo Kursstürze und Zahlungseinstellungen ihre Macht verlieren.

Digitized by Google

Flöhe bei Audienzen, photographischen Sitzungen ꝛc.

Man darf in guter Gesellschaft getrost von Flöhen reden; denn bekanntlich haben sogar Könige Flöhe und zwar große. In der Umgebung der Könige giebt es oftmals Hunde, und Hunde pflegen Flöhe abzugeben. Zuweilen handelt es sich auch nicht um Flöhe, sondern um ein ganz gewöhnliches und zufälliges Hautjucken, wie es mit Vorliebe auftritt, wenn der Photograph Stillsitzen geboten hat, oder wenn man den toten Julius Cäsar spielen muß, oder wenn man vor einer heißgeliebten Dame eine besonders gute Figur machen möchte, oder wenn man vor einer sehr hohen Persönlichkeit steht und nicht gerade angeredet wird, sich aber doch beileibe nicht kratzen darf. Sobald aber die hochgestellte Persönlichkeit ein hochwichtiges Wort an einen richtet, sind Floh und Jucken sofort verschwunden, und aus dieser bemerkenswerten Erscheinung soll der Bruder vom geruhigen Leben lernen. Wie? soll er sich fragen, was ein Staatsminister vermag, das sollte dein Wille nicht vermögen, der, schlecht gerechnet, ein König ist? Ein Floh oder ein Großfürst sollten stärker sein als deine Selbstbeherrschung? Kannst du den Floh verachten,

Digitized by Google

wenn dir der Kaiſer eine Statthalterſchaft umhängt, ſo kannſt du's auch, wenn du daheim ſitzeſt als dein eigener Herr! Hier giebt es nun Menſchen, die dagegen ihr unbezähmbares Temperament und ihre feurige Gemütsart einwenden.

„Vengeance! plague! death! confusion! —
Fiery? what quality? — My breath and blood!
Fiery? the fiery duke?“

Glaubt ihr, die Gottesgabe des Feuers ſei euch ins Blut gegoſſen, auf daß ihr gegen Flöhe und Hoſenträger kämpft? Wahrlich, wer ſein Temperament an einen Halskragen verſchwendet, der wird ſchlaff ſein, wenn Handſchellen und Halseiſen ihm drohen. Auch ſei doch der Menſch ſo weiſe, zu erkennen, daß jedes Juckteufelchen ſofort erlahmt und abläßt, wenn man es verachtet. Audienzen, in denen man etwas bekommt, dauern nicht ewig, und der größte Floh wird einmal ſatt: das unterſcheidet ihn von den menſchlichen Blutſaugern. Wer aber einem Kitzeln — ſagen wir: im linken Ohrläppchen — nur die geringſte Beachtung ſchenkt, der erkennt ſofort die infame Zahlloſigkeit und niederträchtige Solidarität der Myriaden von Juckteufelchen, die ihn von allen Seiten wie einen Falſtaff zwicken. Wer nicht herrſcht an allen Nervenenden ſeiner

Digitized by Google

Peripherie mit der absoluten Monarchie seines Hirns, der mag in dieser Welt wohl zu Grunde gehen unter eingebildeten Mückenschwärmen.

Komitees in allen Gassen.

Zu den verheerendsten Irrtümern der überregen Menschheit von heute gehört die Meinung, daß ein thätiger Mensch überall mitarbeiten müsse und daß der Ernst des Lebens niemals weniger von uns verlange als das Leben. Eine der edelsten Bemühungen ist es, sich zum Schutze der Tiere zu vereinen, und doch ist keineswegs gesagt, daß du, Cajus, dabei sein müßtest. Steure zu allem Guten so viele Obolen bei, wie du vermagst; aber wenn du zu allem Guten auch von deiner Kraft hergiebst, so bist du ein kopfloser Verschwender, der auf den leichtfertigen Bankerott hinsteuert. Unser geliebter Sempronius hat Lehrgeld bezahlt. Wo es ein Mäuslein zu schützen, einen Aussichtsturm zu errichten, ein Blindenasyl zu gründen gab, war er mit seinem lodernden Herzen dabei. Nach zwei Jahren war er ein müder Mann, den es kalt ließ, wenn ein armer Gaul von rohen Fuhrleuten gepeinigt wurde und der darum Ekel vor sich selbst empfand. Erst in den Armen unserer Brüderschaft ist er gesundet, hier, wo

Digitized by Google

es heißt: Du kannst nicht auf alle Berge des Lebens steigen. Und brauchst es nicht. Suche einen möglichst hohen Gipfel zu erreichen; wenn du willst auch einige, und du wirst mit frischem Auge verstehen, was Höhen und Tiefen des Daseins sind. Auch nicht braucht es der Gaurisankar zu sein oder der Mont-Blanc — schon auf einem Rigi, einem Monte Pian, einem Brocken geht dir eine ausgebreitete Welt durch die Augen ins Herz. Auf anderen Gipfeln stehen andere und geben deinem Feuer Antwort durch Feuer, dessen Flammen mit deiner Lohe und deinem Herzen gemeinsam emporzucken zum alles vereinenden Himmel.

O daß die Menschheit immer in Extremen ihre Lebensbahn dahinwackelt und meint, weil der Mensch thätig sein soll, er müsse immer thätig sein. Künstereiche Zeit, die du eine Kunst so ganz verlernt hast: die köstliche Kunst, zu rechter Stunde zu faulenzen! Genüsse suchendes und findendes Geschlecht, das du einen Genuß nicht wiederfinden kannst: den Genuß des Lebens! Armer Mensch, dessen ganzes Leben die Not frißt; ärmerer Mensch, der du Zeit zum Faulenzen hast und sie nicht nützest: „ärmer", weil du krank bist! Wie ein verdorbener Gaumen die lautere Labe des klaren Wassers verschmäht, so kennen Sinn und

Herz den heiter fließenden Trank des reinen Lebens nicht mehr. Nach schwerer Krankheit fühlen sie wohl in der Wonne der Genesung das Glück des reinen Seins, des Lebens an sich. Aber ist es nicht ein niedriger Sinn, der den Reichtum erst dankbar erkennt in der Armut und die Gabe erst schätzt, wenn sie ihm wieder entrückt ward? Fühlt ihr am Morgen nicht in den aufgespannten Augen das Glück des Wachens, das mit neuem Übermut den bunten Mantel der Träume verschmäht vor dem weißen Linnen der Frühe? Fühlt ihr nicht an den Lippen den morgenkühlen Becher des neuen Tags? Fühlt ihr nicht seine bewegliche Flut durch alle Glieder rieseln? Und tragen Muskel und Gebein nicht ihre wohlbemessene Last mit wohliger Lust davon, und singt nicht das ruhig schlagende Herz dazu ein bejahendes Lied? Habt ihr nie in der Glut des Mittags am Ufer des Stromes gelegen und ohne Ziel hinaufgeblinzelt in den blauen Brunnen der Unendlichkeit, in dem die Spenderin unserer Tage wohnt? Sind eure Augen nicht halbe Stunden lang mit den Wellen gewandert, und hat euer Herz nicht leichtsinnig dazu gelächelt: Zeit, fließe nur hin? Habt ihr niemals den silbernen Sand des Ufers durch die Finger rieseln lassen und also harmlos mit dem Stundenglas des Todes

gespielt? Und habt ihr nie die letzte Stunde des Abends dahingegeben zum Abschiedsfest mit der Sonne und habt ihr nicht gesehen, wie sie selbst den Rest des Tages über die Höhen ausgießt und den roten Wein verschwendet zur Feier der Schönheit?

Zeit ist Geld, und Geld ist Zeit, und mit beiden haushalten zu müssen, ist Menschenlos. Aber der Zeitfilz ist so klein wie der Geldfilz. Selbst der Arme und gerade der Arme, wenn ihm Stunden der Ruhe blühen, gönnt sich die Lust, bewegungslos auf der Welle des Lebens zu treiben und den Tag ohne Zweck zu trinken als Licht und Luft. Und Du, erhabene Macht, die jeder mit anderen Namen nennt, mach' uns alle zu Brüdern vom geruhigen Leben, die auch in gesunden Tagen mit Lust das Leben an seiner Quelle trinken, die auch im ungestörten Besitz jenes Verlangen edler Herzen fühlen, ihren Dank ins Unbekannte emporzusenden. Wessen Seele den Gaben des Himmels offen liegt: jeder wärmende Strahl entzündet auf dem Herd seines Herzens ein Opfer des Dankes; sein ganzes Wesen hebt sich zum heiteren Antlitz des Tages empor, wie die Flut des Meeres sich dem schweigenden Gestirn der Nacht entgegenhebt.

Digitized by Google

Langstielige Maler, Kellner, Versicherungsagenten ꝛc.

Im Münchener Löwenbräukeller saß einst ein Mann vor einer hohen Maß Bier. Von Zeit zu Zeit nahm er den Krug, hob den Deckel, schaute hinein, indem er den Krug schüttelte, und stellte ihn, ohne zu trinken, wieder hin. Dies wiederholte sich dreimal. Ein Bruder vom geruhigen Leben fragte ihn nach der Bedeutung solchen Thuns. Der gefragte Münchener sprach: „Wann der Schaum mitwackelt, nacha is 's guat g'schenkt; aber er wackelt net.“ Und sieh, als sich aller Schaum verdichtet hatte, da fehlte wohl ein Sechstel am richtigen Maß. Schweigend, aber „mit Knotenstock im Blicke“ reichte er den Krug der Kellnerin; schweigend nahm sie ihn entgegen und brachte bald ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß zurück.

Die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben rechnet zwar ein Sechstel Liter Löwenbräu gewiß zu den Dingen, die ein großzügiger Mensch verachten darf; aber im Prinzip bewundert sie den Mann mit dem wackelnden Schaum. Denn wenn auch ein gewisses Quantum erlittenen Unrechts zur täglichen Würze des Lebens gehört und die Menschheit zur Beschaffung dieses Gewürzes eine Ver-

Digitized by Google

ſicherung auf Gegenſeitigkeit geſchloſſen hat — ein Unrecht mit Widerhaken ſoll man nicht verſchlucken. Solch ein Unrecht will dann monatelang, jahrelang doch nicht hinunter, ſo viel man auch ſchluckt, und richtet mehr Schaden an, als die ganze Duldung wert iſt. Auch kommt das meiſte Unrecht in der Welt auf Rechnung derer, die Unrecht leiden. Die Brüder vom geruhigen Leben erſtreben nicht die Ruhe jener Vegetabilien, die von den Ziegen gefreſſen werden. Sie ſind groß genug, das Kleinliche zu verachten und ein paar tauſend Mikroben ſchaden ihrem geſunden Magen nicht; aber ſie entwickeln eine ſanft- und ſtillſinnige Kratzbürſtigkeit, wo ſie auf Gewohnheit und Syſtem im Unrecht treffen. So trifft der moderne Menſch in Hotels und Reſtaurants, auf Reiſen und Daheim immer häufiger auf eine Art von Weſen, die dem Gaſte, was ſie ihm nicht entraffen, auf jegliche Weiſe verekeln und es nahezu als gewiß erſcheinen laſſen, daß Homer und Heſiod bei den Harpyien an eine Art Oberkellner und Hoteliers gedacht haben. Auch Kellnerinnen können ſehr langſtielig und unangenehm ſein, wenn man von ihnen Dinge verlangt, die nicht zweifellos zur Bedienung ihres jeweiligen Studenten oder Sergeanten gehören. Ein anderer, ebenfalls ſehr ehrenwerter Stand hat Angehörige, die, mit der

Digitized by Google

Eleganz von Gesandtschaftsattachés gekleidet, unserm Dienstboten ihre hochfeine Visitenkarte überreichen, sämtlichen Hütern unseres Hausfriedens auf das Bestimmteste versichern, daß sie „den Herrn selbst" in einer wichtigen Sache sprechen müßten, endlich mit dem Anstand von Trägern diplomatischer Missionen in unser Arbeitszimmer treten, die persönlichen Grüße hervorragender Männer der Kunst, der Wissenschaft, der Politik überbringen, mit intimer Kenntnis von deren Gewohnheiten plaudern und bald bei einem großen Manne verweilen, der eine rührende Liebe und Fürsorge für seine Familie bekunde und infolge dessen erst kürzlich bei ihm, unserm geschätzten Besucher, sein Leben mit 100000 Mark versichert habe. Eine andere Menschenart übernimmt die Anstreichung eines Hauses, erscheint pünktlich am festgesetzten Tage und beginnt den Anstrich, um dann dich und dein viertelbemaltes Haus 14 Tage oder auch 3 Wochen lang miteinander allein zu lassen, nach dieser Zeit abermals ein einmaliges Gastspiel zu geben u. s. w. in infinitum. Ein Bruder vom geruhigen Leben pflegt schon nach dem ersten Ausbleiben des Malers einen anderen kommen und von diesem das Haus zu Ende malen zu lassen, so daß es bei der Wiederkehr des ersten Mannes stets einen überraschend heiteren Eindruck macht.

Digitized by Google

Die Brüder vom geruhigen Leben kennzeichnet überhaupt Heiterkeit und Handlung. Sie werfen die kleinen Ärger des Tages von sich, ohne sich zu ärgern. In all den Quisquilien des alltäglichen Lebens befolgen sie den Grundsatz: Es geht ohne Aufregnng auch, und besser.

Dreiecke im Frack, Rußflecken auf der Nase u. dgl.

Es giebt eine Sorte von Unglücklichen, die mit erschreckender Regelmäßigkeit, gerade wenn sie vor eine mächtige Persönlichkeit hintreten sollen, ausgleiten und hinstürzen und denen dabei quer übers Knie das Beinkleid zerreißt, oder die just, wenn sie einem allerliebsten Mädchen eine Rose überreichen, einen schwarzen Fleck auf der Nase haben. Ein noch weit größeres Unglück aber ist die beständige Furcht vor solchen Nasflecken und Kniefällen, und diese Furcht peinigt oft die besten und anmutigsten Seelen. Sie genieren sich nicht nur, sondern sie sind bange, daß sie sich genieren könnten, und sind zeremonieller als der Zeremonienmeister, um sich nur immer tiefer in Ungemach und Befangenheit zu verstricken. Große Seelen und liebreiche Herzen haben um deswillen Beruf und Glück verfehlt. Niemand glaube, daß solchen Armen mit einer Tanz-

Digitized by Google

meistererziehung geholfen wäre! Die Ruhe des Zentrums fehlt ihnen, die die Brüder vom geruhigen Leben so heiter und glücklich macht. Der unterzeichnete Bruder Schreiber sah einst, wie ein baumlanger Mensch, der bei einem wahrhaft anmutigen Mädchen einen möglichst guten Eindruck zu erwecken redlich bemüht war, seiner ganzen Länge nach vor ihr in den Sand fiel. Das Verkehrteste bei solchem Falle ist es, sich stückweise aufzusammeln, die Kniee abzuputzen und Entschuldigungen zu stottern, wo es nichts zu entschuldigen giebt. Unser langer Freund lachte. Er wurde so von der Komik seiner Situation geschüttelt, daß er liegen bleiben mußte und nichts vermochte, als den Kopf zu erheben und zu der Angebeteten emporzulachen, und er lachte so innerlich, so hell und strahlend, so mit der vollen, hallenden Resonanz des Herzens, daß sie in gefährlichster Weise angesteckt wurde und man deutlich bemerken konnte, wie er mit seinem Fall auf dem Wege zu ihrem Herzen einen Schritt von der ganzen Länge seiner Persönlichkeit vorwärts gethan habe. Nehmt die Dinge und euch selbst nicht schwerer, als ihr seid, dann tragt ihr leicht, dann fallt ihr leicht. Seid versichert, arme, gehetzte Selbstpeiniger: wenn ihr im Vorzimmer eines Fürsten oder einer umworbenen Dame oder ähnlicher

Digitized by Google

Souveräne euch ein Dreieck in den Frack reißt, oder eure Kravatte sich löst oder der schädelsprengende Schnupfen des redlichen Albert Einhart euch überfällt und der Fürst oder die Dame euch darum abfallen lassen, dann handelt es sich um Damen und Fürsten, mit denen ein Bruder vom geruhigen Leben überhaupt nicht verkehren sollte. Resigniert mit Lachen und seid gewiß, daß euch bessere Dinge aufgehoben sind.

Diners von 3—12.

Noch verbreiteter als die Meinung, überall mitwirken zu müssen, ist unter uns armen Sterblichen die Überzeugung, daß wir überall mitessen müßten. Nicht, daß die Brüsseler Poularde mit Kompot und Salat nicht schließlich auf jeden ihre ermüdende Wirkung ausübte! Nein, es ist der Glaube an die Allmacht der „Gesellschaft", der die Menschen feige macht und die Meinung in ihnen erweckt, sie müßten jährlich einmal bei sämtlichen Lehmanns essen, jährlich einmal sämtliche Lehmanns bei sich sehen, sämtlichen Lehmanns Verdauungsvisiten machen und von sämtlichen Lehmanns dergleichen Visiten entgegennehmen, wobei noch zu bedenken ist, daß die Lehmanns außerdem die Gewohnheit haben,

ſich zu verloben, zu heiraten, ſich fortzupflanzen, zu avancieren und Jubiläen zu feiern.

„Die Menſchen fürchtet nur, wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet, wird ſie bald verkennen.“

Und

„Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach, der iſt bald allein!“

ſagt Goethe, wie immer, mit Recht; aber nicht alle Lehmanns ſind Menſchen, und man kann ſehr wohl mit einem Menſchen in demſelben Ozean gebadet haben, ohne deshalb „geſellſchaftliche Verpflichtungen“ gegen ihn zu fühlen. Eine Dame der Plutokratie erzählte unſerm Bruder Tibull mit jenem ſeltſamen Lachen, deſſen Geheimnis in Elend und Morphium beſteht: „Mein Mann und ich ſind kaum drei Abende im Winter zu Hauſe. Sehr oft haben wir drei Einladungen an einem Tage: eine um drei, eine um ſechs und eine nach dem Theater.“ Die gute Frau wies überzeugend nach, daß das ſo ſein müſſe. Je wohlhabender ein Menſch, je angeſehener ſeine Stellung, deſto mehr Diners muß er geben und einnehmen: das ergab ſich aus den Reden der Dame wie ein ehernes Lohngeſetz. Wenn Meyers ſich nämlich zurückhalten, ſo heißt es: „Meyers ſind pauvre“ oder „Meyers ſind geizig“ oder „Meyers ſind eingebildet“ oder „Meyers ſind

Digitized by Google

ungebildet; sie wissen nicht, was sich gehört.“ Weil Meyers nämlich wissen, daß der Mensch sich gehört. Und dabei können Meyers die ganz merkwürdige Beobachtung machen, daß die Leute, die anfangs klatschten, bald mit einer unverkennbaren Hochachtung klatschen und schließlich von allem nur die Hochachtung übrig bleibt und Meyers um so höher im Preise steigen, je seltener sie zu haben sind!

Menschheit, verachte deinen Klatsch! Kennst Du die Geschichte von unserm Timotheus? Ein neidgeplagter, armer Teufel hatte seine Künstlerschaft mit so geschickter Verlogenheit verunglimpft, daß auch auf den Charakter unseres Bruders ein Schatten fiel und der Verleumder doch nicht zu fassen war. Timotheus aß nicht, trank nicht und schlief nicht. Da geschah es, daß sein Söhnchen krank wurde, todkrank. Wochenlang schwebte das Bübchen zwischen Tod und Leben. Und mitten in der flackernden Qual seines Herzens fiel ihm unvermittelt die Verleumdung seines Feindes ein. Und mitten in den tiefsten Ängsten der Nacht mußte er lächeln, und wohl zehnmal sagte er zu sich selbst: du Narr — du Narr — du Narr! — Der Knabe wurde wieder gesund, und als Timotheus eines Tages wieder an die Lügen des Neidharts dachte, da lagen sie nur noch wie ein ganz, ganz schmaler, schmutzig-

gelber Streifen am Horizont, weit hinter Stallupönen, und die Abonnenten des Verleumders glaubten längst an andere Lügen. In jenen Tagen fand Timotheus eines der Grundgesetze unserer Gemeinschaft, das Gesetz: Gewinne die große Distanz zu den Dingen! Denn wenn der Mensch nach acht Wochen oder nach drei Jahren über ein Ärgernis lachen kann, dann ist der Mensch ein Esel, wenn er nicht schon heute lacht! Mit diesem Gesetz zwingt ein Bruder vom geruhigen Leben den Schlaf auf seine Lider, wenn die Niedertracht der Welt ihn wach zu halten droht. Er legt sich auf sein sanftes Ruhekissen und nimmt die erste Dosis seines Schlafmittels, die lautet: „Durch Schlaflosigkeit schwächst du nur deine Kraft." Hilft das nicht, so stellt er sich deutlich vor, wie er in Zukunft einmal über die Widerwärtigkeiten dieser Tage lächeln wird, und mit dem vorgestellten Lächeln auf den Lippen entschlummert er. Nur in besonderen Fällen wendet er die dritte Dosis an, die da lautet: „Wie würden sich deine Feinde freuen, wenn du um ihretwillen wachtest." In der nächsten Minute schnarcht er.

Bleib Herr über deinen Schlaf und gieb das Scepter auch um jenes höheren Klatsches willen, den man fälschlich „Ruhm" nennt, nicht aus den Händen. Bruder Tarquinius ist ein

Digitized by Google

dramatiſcher Dichter; aber der Arzt hat ihm Vorſicht mit ſeinem Herzen geboten. Er hat einen ſimplen Gedanken ein für allemal zum Amulett erhoben, und dieſen Gedanken zieht er vor jeder Première hervor und küßt ihn; er lautet: Herz iſt beſſer als Ruhm. Freilich denkt er dabei an jenen Ruhm, der darin beſteht, daß Hans genau dasſelbe meint, was Peter meint, weil Peter meint, was Auguſt meint, der ſich für ſeine Meinung auf jenen Hans berufen kann. Der wahre Ruhm iſt freilich was ganz anderes.

Der wahre Ruhm wächſt nicht aus den Mäulern der Menge, ſondern aus den Herzen der Werke. Haſt du Anwartſchaft auf ſolchen Ruhm, ſo ſei verſichert, daß er in deinen Werken durchaus mündelſicher angelegt iſt. Kein anderer kann an dies Vermögen herankommen, und es wird wachſen durch Zins und Zinseszinſen, langſam aber ſicher. Vielleicht kommt ein richtiger Ruhm erſt nach deinem Tode heraus. Aber Nachruhm iſt gerade der beſte. Denn dann iſt man nicht mehr dabei.

Und hat doch ſein fernes Kommen in einſamen Zeiten wie einen erdefremden Duft gefühlt.

* * *

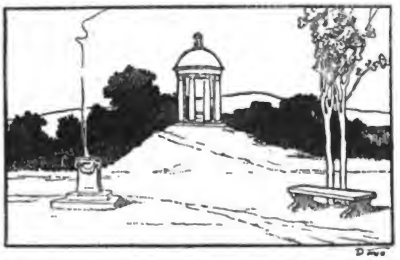
Hier ſchließt die Vorleſung aus den Protokollen der Brüderſchaft. Niemand wird die

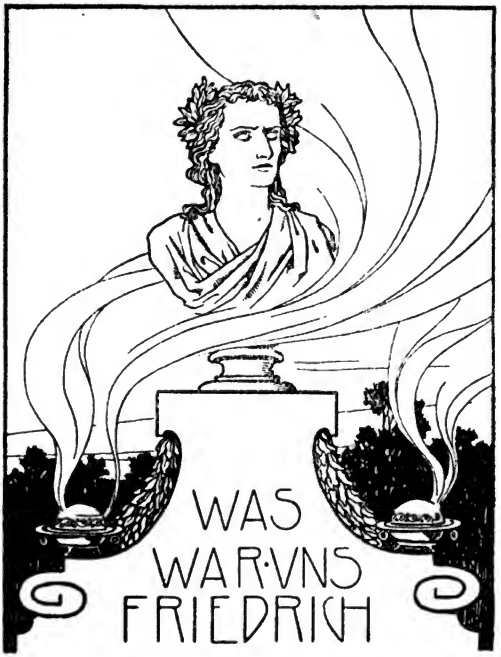
Gemeinschaft der Brüder für eine Bier- und Ruhebank halten, die Faulenzern und Feiglingen Gelegenheit giebt, stumpfzusinnen. Die geruhigen Brüder haben ein Verständnis dafür, daß es Invaliden des Lebens giebt, die sich darauf zurückziehen, täglich an derselben Stelle dasselbe Glas bis zur bestimmten Höhe gefüllt vorzufinden, es in der immer gleichen Zeit zu leeren und dabei auf dieselbe allgemeine Schnupftabaksdose in der Mitte der Tafel zu starren und in der sanften Betäubung dieses stillen Zirkeltanzes das bißchen Lebensrest zu verdämmern — die Brüder vom geruhigen Leben respektieren die Haken, die für die Hüte dieser Invaliden ein für allemal reserviert sind — aber sie haben nichts mit ihnen gemein. Die Brüder vom geruhigen Leben sind Kämpfer. Nur wollen sie den Kampf nicht dort führen, wo er sich nicht lohnt, wollen sie das Leben nicht dort schon tragisch nehmen, wo die Tragödie noch gar nicht beginnt, wollen sie ihre Eingeweide nicht schon opfern in den Vorhöfen des Lebens, wollen sie nicht wie die thörichten Jungfrauen ihr Öl verbrennen, bevor der Bräutigam kommt. Sie wollen in dem verdammten „Objekt" keinen Machtkitzel erwecken, indem sie seine kleinen und gemeinen, niedrigen und widrigen, schäbigen und klebigen Nücken und Tücken mit nervösem Ernst behandeln und

Digitized by Google

wollen ihre Kraft ſparen, um das Große zu verteidigen und das Größte, das Schickſal, mit Würde zu tragen. Denn das iſt der allerhöchſte und allerheiligſte Grundſatz unſerer Brüderſchaft:

„Ein Leben in Wacht und in Waffen wider die Großmächte der Finſternis iſt eines Erdenpilgers tiefſte Ruhe.“





Wir plauderten sehr angeregt und lustig, ein großer dänischer Poet, eine reizende junge Dänin und ich. Im Laufe des Gesprächs rief ich: „Dem Manne kann geholfen werden! sagt Schiller."

Digitized by Google

Die kleine Dänin lachte. „Die Deutſchen ſaggen immer: ‚Szaggt Schiller‘“, meinte ſie.

Und ſie hatte recht. Wenn der Deutſche ein Glas zerbricht, ſo ſieht er es nachdenklich an und rezitiert: „Mit des Geſchickes Mächten iſt kein ew'ger Bund zu flechten,“ und wenn er zahlen ſoll, zieht er langſam den Beutel und ſpricht: „Dies iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin.“

Meine früheſten Schiller-Erinnerungen drehen ſich auch darum, daß ich öfter von den Erwachſenen hörte: „Sagt Schiller“ — „Sagt Schiller.“

Und dann gab es eine alte, liebe Frau, die ich zuweilen am Sonntag mit meiner Mutter beſuchen durfte. Es ging eine ſchmale, alte Stiege hinauf wie zu einer weiſen Frau im Märchen, und wenn ſie uns hörte, ſchaute ſie oben übers Geländer und rief:

„Aoo, Fru Smidt, dat is aober ſchöön, dat Se endlich kaomen! Worum kaomen Se ſo laot (ſpät)?“ Und dann ging es in ein kleines Zimmer, deſſen kleine Fenſter ganz mit Topfgewächſen beſtellt waren, und es gab Kaffee und einen Teller Kuchen ſogar und — Bücher. Wir hatten zu Haus eine Menge Bücher; aber merkwürdigerweiſe waren Schillers Gedichte nicht dabei. Hier waren Schillers Gedichte, illuſtriert. Während die beiden Frauen

Digitized by Google

plauderten, besah ich den großen Drachen, den der Ordensritter getötet, las ich Verse wie:

„Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!"

Auch wenn man als zehnjähriger Bube solche Verse nicht versteht, haben sie doch eine innerliche Gewalt, die die Augenlider auseinanderreißt und den Blick hinauszieht über Dächer und Mauern hinweg bis an den Himmelsrand. Ich habe Stunden innigster Knabenandacht über diesem Buche verbracht; manche Bücher haben mich stärker gespannt und gebannt, wie das von einem Kindersinn begreiflich ist; aber keines glänzte mir in einer so hohen, freien Heiligkeit wie dieses.

Die alte gute Frau hatte drei prächtige Söhne, die alle drei ihre freien Stunden gern über den Büchern verbrachten. Einer von ihnen aber, ein siebzehnjähriger, war ein ausbündiger Höhenwanderer und hieß wegen seiner ewigen, himmelwärts blickenden Versunkenheit „der Wolkenschieber". Er war so ganz erfüllt von Schiller, daß er eine Zeitlang den Kopf beständig auf die Seite neigte, wie man es

Digitized by Google

auf den Bildern des großen Pathetikers sieht. Und als der junge Mann einmal seiner Mutter die Kaffeekanne aus der Küche holen sollte und er das Gefäß in der Hand hielt, da kam die edle Raserei des Karlsschülers über ihn; er rief die Worte: „Ist dein Name nicht Mensch? Hat dich das Weib nicht geboren?“ — der Schwung der Seele fuhr in den Arm, und die Kanne zerschellte klirrend am Tellerbord. Das war für ihn und die Mutter ein rechtes Malheur; denn eine Kaffeekanne — wenn's auch nur eine braune ist — kostet Geld.

Ja, als der Vater der drei Jünglinge noch lebte, ein alter asthmatischer Mann, der in einer Zuckerfabrik arbeitete, da kam er eines Tages zu uns ins Zimmer gekeucht und fragte:

„Is . . . p—h!— is . . . p—h! min Heinerich hier?“

„Nee“, lautete der Bescheid.

„De verdreihte Jung' p—h! De is to nix mehr to bruken —p—h! De hett nix anners mehr in'n Kopp as bloß Goethe —p—h! un Schiller —p—h! De Jung' p—h! de ward noch rein appeldwatsch*) —p—h! Herr Smidt! Doohn Se mi den eenzig'n Gefall'n —p—h! — wenn de Bengel sick noch een eenziges Mal uphöllt —p—h! — denn smiten Se em . . .

*) verrückt.

(blooß 'n halbe Stun'n!) ... ſmiten Se em de Trepp' dol!"

Mein Vater ſagte „ja" und lachte in ſich hinein. Er war gerade der Mann, einen ſchillerbegeiſterten Jüngling die Treppe hinunterzuwerfen! Und noch dazu eine halbe Stunde! Dies halbſtündige Treppenhinunterwerfen wurde noch oft belächelt, wenn der „Wolkenſchieber" wieder einmal zur Thür hereintrat, um mit meinen Brüdern wieder einmal die Eindrücke einer vom erhabenſten Standort der Gallerie geſchauten „Carlos"- oder „Egmont"-Vorſtellung in der Erinnerung zu durchkoſten, oder alte Bücher hervorzuholen, vom Karren-Antiquar erworbene, mit ehrwürdigen Stockflecken geſchmückte Bücher, in welchen vorn die Bilder der Dichter auf Wolken thronten, Bücher von Gleim, Uz, Neuffer, Klopſtock, Bürger, Goethe, und einen Schiller in einer Ausgabe aus den erſten Jahrzehnten des Säkulums, ihn aufzuſchlagen, dann aufzuſpringen: „Ha, du, die Stelle ....!" und viertelſtundenlang aus dem Kopfe zu rezitieren, ſolche Verſe wie:

„Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle beſtehn,
Bis die Natur erwacht und mit ſchweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,

Digitized by Google

Einer Tigerin gleich, die das eiſerne Gitter durchbrochen
Und des numidiſchen Walds plötzlich und ſchrecklich gedenkt."

— — — — — — — — — — —

Heilige Welt der Vergangenheit, geſchaffen aus Dürftigkeit und Begeiſterung: dich mußte ich heraufbeſchwören, als ich mit glücklichem Sinnen überdachte, was uns Schiller geweſen! In dieſer Welt wußte man oft nicht, wovon man am nächſten Tage leben ſolle; aber man wußte, daß die großen, heiligen und ſchönen Dinge über alle Tage und Sorgen dauern. In dieſer Welt hatten die Fenſter keine Gardinen; aber man ſah durch dieſe Fenſter mit weitaufgehendem Herzen die große, wandelreiche Schönheit des Himmels; die Betten hatten keine Federn; aber man legte ſich nieder mit einem Kopf voll leuchtender Gedanken und ſingender Träume; man erwachte und erfaßte ſogleich mit dankbarem Herzen die ewige Jugendſchönheit des Morgens. In dieſer Welt kannte man nicht die tauſend raffinierten Genüſſe des materiellen Lebens; aber die ſtolze Seele trug weit, hoch hinaus über dieſes Leben in ein unendlich höheres, wo die Stille des Abends, die ſchweigende Glut des Mittags, der weiße Rauch über den Wieſen Genuß und Seligkeit war. In dieſer Welt ſorgte man ſich um eine zerſchlagene Kanne, weil man oft die Groſchen

Digitized by Google

zu ihrer Wiederbeschaffung nicht hatte; aber naiver Weise kam man nie auf den Gedanken unserer besseren Kreise, daß man ja an den Büchern sparen könne und keinen „Coriolan“ für drei Groschen zu kaufen brauche. Es war eine ganz unordentliche, unmoralische Welt! Und doch weiß ich mir kaum etwas Heiligeres als einen Jüngling, der die Aufmerksamkeit des Pöbels durch einen geflickten Rock erregt und der dieser Aufmerksamkeit nicht gewahr wird, weil er die Anwartschaft auf einen antiquarischen „sämtlichen“ Lessing in der Tasche fühlt und geraden Blicks in dies verheißungsvolle Land seiner neuen Hoffnung starrt. Solche Jugend hat auch einen Heiligen, er heißt Friedrich Schiller. Zu ihm richten sie den Blick empor, an ihm richten sie sich auf in den Jahren, da sie nach einem Weltgesetze hungern oder sich die Finger blutig schinden, um nur ihr ängstlich bewachtes und gehütetes Ideal nicht angreifen zu müssen. Friedrich Schiller ist der Heilige solcher Dichter, wie etwa Hebbel einer war, auch ein großer Friedrich und Dramatiker, der von München nach Hamburg zu Fuß durch Deutschland irrte wie ein verstoßener Hund und der dabei noch sorgte und bangte, daß sein armes Mithündchen, das er auf dem Arme trug, ihm unterwegs vor Frost oder Hunger sterben könne. Der vorbildliche

Repräsentant eines aus Dürftigkeit und Begeisterung rührend und wundersam gemischten Lebens, hat Schiller in der That wie kein anderer durch sein Leben und Wirken den Deutschen das Evangelium gepredigt, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, ja daß es besser ist, nicht zu leben, als allein vom Brote.

Die modernen Dichter schimpften bis vor kurzem in merkwürdiger Verblendung ohne Atemholen auf den deutschen Professor als ihren größten Feind. Der deutsche Professor ist wohl manchmal ein Pedant, der seinen Stand und seine Fähigkeiten höher schätzt als alle andern, und hat wohl manche Sünde gegen moderne Litteraturen von heut und ehemals auf dem Gewissen. Aber er ist auch ein ehrlicher Mann und läßt sich überzeugen, und wenn er überzeugt ist, dann tritt er mit demselben ehrlichen Idealismus für euch ein, mit dem er vordem gegen euch geeifert hat. Wenigstens droht der modernen Dichtung von den Professoren längst keine Gefahr mehr. Aber sie droht ihr von den Litteratur-Negozianten, von den „lateinischen Geschäftsleuten" unter den Autoren, von den neusprachigen Handelsleuten unter den Verlegern und Theaterdirektoren, von den verschämten Geldleuten, die infolge von Dramenverhaltung

Schmähkritik schwitzen, kurz von den Leuten, bei denen erst das Geschäft und dann das produktive oder rezeptive Vergnügen kommt.

„Herr X. hat sich nach Winkelswerda zurückgezogen, um daselbst an einem neuen, abendfüllenden Stück zu arbeiten."

„Abendfüllend" — ist das nicht bezaubernd? Natürlich stammt das Wort nicht von einem Dichter, sondern von einem überglücklichen Geschäftsmann. Aber es ist wundervoll bezeichnend für einen mehr und mehr herrschend werdenden Kunstgeist.

„Was hat Ihr Herr Gemahl unter der Feder?"

„Ein abendfüllendes Trauerspiel."

Es ist zum Schreien!

„Seht ihr's?" denken nun die Damen und Herren vom gemäßigten Idealismus, „seht ihr's, wie recht wir thaten, wenn wir unser Geld für seidene Jupons, Sarrotti-Schokolade und Rennräder ausgaben und uns vorsichtigerweise keinen Reclam kauften? Der Dichter muß arm sein; es ist so wonnig, wenn er arm und dennoch Idealist ist! Ein Dichter darf ja gar kein Geschäft machen! Darum wirkt ja das Schillerhaus so rührend, weil es so armselige Möbeln hat! Man sagt auch, den Dichtern gehe es wie den Kanarienvögeln, wenn

Digitized by Google

sie zu gutes Futter bekämen, sängen sie nicht mehr."

Das aber, meine Verehrten, ist ein Irrtum. Nichts hat der Dichter weniger nötig als Armut. Goethe hatte Zeit seines Lebens reichlich zu essen und sang doch für seine Verhältnisse ganz anständig. Und den größten Spaß hab ich an einem Künstler, der von seiner Nation energisch zu leben verlangt, und gut zu leben, und der solchen Leuten, die ihn nach seinem Steuerzettel und nach dem Marktwert seiner Werke beurteilen, keinen Heller erläßt! Aber wenn er nun einmal arm ist, dann verpflichtet ihn sein Adel, sich trotzdem nicht zu verkaufen, das ist die Meinung! Und ob er arm oder reich ist: wenn er mit seinem Genius allein ist und mit ihm um ein neues Werden ringt, dann gefälligst — procul negotiis! Und wenn ein armer Teufel in einer schwachen Stunde sagt: Jetzt muß ich Geld haben, jetzt will ich so etwas wie „Dolly" oder „Charley's Tante" schreiben, und er kommt auch zwei Tage lang ganz gut vorwärts, dann ist es wunderschön, wenn er plötzlich die Feder hinwirft, „Pfui Teufel!" ruft und nun eine „Minna von Barnhelm" oder dergleichen schafft. Das meinte ich.

Ihr Krokodilsseelen aber, die ihr so tief im ödesten Materialismus steckt, daß ihr eher

tausend Mark für eine Abfütterung oder für ein paar Kleider und Hüte ausgebt als drei Mark für das Werk eines echten Poeten und dabei die Stirn habt, in Schule und Haus, Kirche und Parlament, Cercle und Versammlung vom Schillerschen Idealismus der Gesinnung zu schwögen und ihn anderen noch vorzuhalten, weicht um Gotteswillen weit und schnell von diesem großen Schatten, daß ihr ihn nicht beleidigt durch eure zudringliche Brüderlichkeit!

„Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare — fallen auf die Knie, damit sie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Aug' von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perücke frisiert ist. — Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht —"

Das geht auf euch, Verehrteste. Und eure verlogene Schillerei und das ewige hohle Epigonenpathos jener Dummen, die nie begreifen, daß man einen Großen nicht einholt, indem man ihm nachläuft: die sind schuld daran, daß selbst bessere Köpfe und Herzen unter den Jungen das Schillersche Pathos für unwahre Phrase halten konnten. Ihr habt ihnen den Schiller verekelt, so sehr, daß sie

Digitized by Google

wahres und falſches Pathos nicht mehr unterſcheiden konnten.

Wenn etwas wahr geweſen iſt von dem, was mein Kinderherz ergriffen hat, ſo iſt es die Schillerſche Dichtung geweſen. Ich ſaß dabei, wenn ſie die Bücher aufſchlugen, in welchen vorn die Bruſtbilder der Dichter auf Wolken thronten, ſah und hörte, wie ſie die breitbeſchwingten Worte ſprachen, Flammen in den Augen, jene jungen Flammen, in denen ſchon ſo oft der Plunder einer verdorrten Welt verbrannte. Und ich behielt — wie es in der Bibel ſo wunderſchön heißt — alle dieſe Worte und bewegte ſie in meinem Herzen.

Und eines Sonnabends — es iſt mir noch wie heute; ich mochte 13 Jahre zählen — als ich unverſehens über den „Tell“ geraten und zur Stauffacherſchen Rütlirede gelangt war, einer faſt unheimlich aufwühlenden Rede, wie ſie nur noch Shakeſpeare ſeinem Marc Anton geſchrieben hat —: da „riß der Mut mich blindlings fort“, ich mußte laut leſen und las das Stück zu Ende, und es mußte auch Wahrheit in meinem Leſen und im Beben meines Herzens ſein; denn meine neben mir ſitzende Mutter hielt ganz ſtill, und als ich aufhörte und wir beide ſchweigend vor uns hinſahen, da ſchlug es halb zwei Uhr in der Nacht.

Digitized by Google

Und dann fing's an mit dem Vorlesen bei den drei Schulkameraden am Sonntag, den ganzen dramatischen Schiller, den ganzen dramatischen Goethe, den ganzen Shakespeare, und wieder mußte die Kunst dieser Männer und mußte meine Begeisterung echt sein, herzlich echt; denn sie haben mich nie hinausgeworfen, obwohl sie die Stärkeren waren, nein, immer mehr wollten sie hören. Und als mir der Lehrer, der mir aus besonderer Güte und Liebe Privatstunden gab, eines Tages die „Räuber" vorlegte und ich aus meiner fünfzehnjährigen Seele die ganze abgründige Bosheit Franzens heraufholte und meinen heißen Ingrimm über das „schlappe Kastratenjahrhundert", da sah er mich mit seinen großen, altpreußischen Augen an und bat mich ganz besorgt, ich möchte mich nur nicht zu sehr erregen. O ja, es muß so etwas drin sein, in diesem Schiller . . . .

Dann kam auch die Zeit, da ich meine Sparpfennige in Büchern anlegte. Von einem Karrenbuchhändler — ich lege Wert darauf, zu betonen: kein Jude! — erwarb ich eines festlichen Sonntags Schillers Gedichte für siebzig Pfennige. Ich war glücklich und gerührt. Nun besaß ich sie! Und für siebzig Pfennige! Ist es möglich, daß man solch ein Buch für siebzig Pfennige kaufen kann?! Es

war eine Reclamsche Ausgabe; ich blätterte darin und entdeckte bald, daß man dieselbe Ausgabe neu für sechzig Pfennige kaufen könne. Das veritable Pech eines Schiller-Enthusiasten!

Wenn man auf den tausend Gebieten des Lebens tausendmal in tausendfach vergrößertem Maßstabe ebenso „hineingefallen" ist, dann kommt eine Zeit, da man die Entzückungen seiner Jugend an Laura und andere Gestalten und Ideale schmäht, verlacht, vielleicht gar haßt und den Schiller nicht mehr mag. Man glaubt dann, man sei schon ein Mann, ist aber nur ein umgekehrter Jüngling. Bei den Philosophischen dauert es aber nicht lange, bis sie wirkliche Männer werden. Dann können sie wieder den Schiller lesen und gerade seine ersten Gedichte, seine ersten Dramen! Bei den pathetischen Verstiegenheiten lächeln sie; aber nicht mit Geringschätzung, vielleicht mit Traurigkeit, gewiß mit Ehrfurcht. Ein juvenalisches Wort steigt ihnen auf in erweiterter Bedeutung: „Die größte Ehrfurcht gebührt der Jugend." Soviel hat der „wirkliche Mann" wenigstens vom Sinn des Lebens begriffen: daß Ungestüm und Überschwang der Jugend genau so notwendig und heilig ist wie die Ruhe des Mannes und die Bedächtigkeit des Greises. Ohne Begeisterung

geht man nicht freiwillig in den Krieg. Und die Jugend muß in den Krieg, in die erbitterte Guerilla gegen die harten, heimtückischen Realitäten des Lebens, in den Krieg, aus dem wir mit wenigen Ausnahmen zurückkehren, aber keiner ohne Wunden und schmerzende Narben. Wenn die Jugend nicht selbstvergessen hinausstürmt in den Krieg mit dem Leben — dann wehe der Welt!

Aber nicht nur Ehrfurcht vor der Jugend erfüllt den Schiller lesenden Mann, auch Ehrfurcht vor dem größten Pathetiker der Weltlitteratur erfüllt ihn. Man kann einen Pathetiker nicht täglich lesen wie Goethe und die Natur. Aber man kann Schiller von Zeit zu Zeit immer wieder lesen. Denn er ist nicht nur der größte Pathetiker, sondern ein großer. Dies aber ist er, weil in seinem Pathos nicht nur Gefühle, sondern auch Gedanken leben, Gedanken, die eine ganze Seele in Schwingung versetzen. Gefühl ohne Gedanken wird auf die Dauer fade; daß sie beides hatten, das machte die großen Dichter groß. Der Dom des Schillerschen Pathos steht noch heute, weil sein herrlich geschwungenes Gewölbe gestützt wird von mächtigen Gedankenpfeilern.

Du aber, Schiller verachtender Mann mit dem „Ernst des Lebens", der das Pathos verachtet, weil es oft vor der Vernunft nicht

Digitized by Google

beſteht — was iſt denn Pathos? Pathos heißt Leiden. Ich möchte das ſo verſtehen, daß wir pathetiſch werden, wenn etwas ſo groß oder ſo ſchön vor unſere Seele tritt, daß wir unter der Gewalt des Eindrucks leiden. Ja, auch das Schöne kann mit ſo gewaltiger Hand in unſer Herz greifen, daß es weh thut. Haſt du das je erfahren? Nein? Und dein Herz iſt nie ertrunken in ſeinem eigenen Überfluß? Der quellende Jubel deines Blutes erſtickte nie die Sprache deiner Vernunft wie Thränen die Stimme?

Armer Mann! Ich jauchze noch heute mit dem „Lied an die Freude“ wie mit einem Sturm, der durch Flammen fährt.

Digitized by Google

(Aus einem Briefe.)

Lieber Edgar!

Wenn ich nun ein Nachbeter und gedankenloser Mensch wäre, so würde ich folgendermaßen anfangen:

„Aus der köstlichen Frische und Schönheit des ländlichen Aufenthalts, aus der

Digitized by Google

Umgebung friedlicher und harmloſer Menſchen zurückgekehrt in den ſchwülen, giftigen Brodem der Großſtadt mit ihrem gierenden Haſten und Jagen und —“ . . .
na — und ſo weiter.

So pflegt man doch zu ſchreiben, nicht wahr? Nun, ich denke garnicht daran, zu „pflegen“. Erſtens, weil jeder ſchöngeiſtige Hausknecht ſo etwas behauptet, und zweitens, weil es eine niederträchtige Heuchelei iſt.

Drei Vierteljahre thun ſie ſich gütlich an den Freundlichkeiten der Großſtadt; dann gehen ſie, auf die Großſtadt ſchimpfend, für drei Monate auf die Berge oder ans Meer, ſpringen über Gletſcherſpalten oder backen Sandkuchen, kehren dann in die Großſtadt zurück und wundern ſich, daß ſie braune Backen haben, die Gänſeleber wieder viel beſſer vertragen als zuvor und ſo recht mit neuen Kräften auf die Großſtadt ſchimpfen können.

Halt, meine Verehrten: das iſt nicht in der Ordnung!

Steigt ein Vierteljahr lang täglich zehnmal auf den Stintfang, rudert dann bis Blankeneſe hinunter und laßt zur Abwechslung regelmäßig auf dem Heiligengeiſtfelde einen Drachen ſteigen, anſtatt in Kontors und Nacht-

Digitized by Google

cafés zu ſitzen, und ihr werdet ſtaunen über eure braunen Backen und eure grünen Triebe!

Scherz beiſeite: auch ich finde, daß es doch beſſer iſt, ins Berner Oberland oder ans Nordmeer zu gehen. Ich gebe nicht zu, daß auch nur ein Menſch die reine, unberührte Natur und ihre kulturentrückte Größe mit innigerem Herzen liebte als ich. Wenn einem das Herz glüht und blüht zwiſchen Felſenwänden und auf der Meerflut, wenn es einem ſchwillt und ſich dehnt im Angeſicht der ſtillen Heidewelt, dann bin ich's. Ich liebe das Gebirge, ich liebe das Meer, ich liebe den Wald, ich liebe vielleicht am meiſten den verſchwiegenen Weg in Feld und Weide, wo Natur ſich zu mir geſellt und ein Stück Weges mit mir wandelt in den Abend hinein . . . ich liebe die Welt und trage ihre ſieben Farben in meiner Seele.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich ſchreib' meinen Liebesbrief
Auf dieſes Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz.
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

ſag' ich mit dem Meiſter Gottfried von Zürich.

Digitized by Google

Also: Ein runder Kranz ist's, nicht ein kleiner Kranzausschnitt von drei Monaten Sommerfrische! Ihr sollt nicht undankbar sein gegen die Großstadt!

Edgar, du, der du an meinem Arme so oft die breiten Blumenpfade der Großstadt gewandelt bist, auch du, Edgar, machtest in deinem letzten Schreiben gewisse Andeutungen von dem „Brodem". Edgar — alter Tartüffe!

Soll ich dir die Schlemmergefühle zurückrufen, mit denen wir auf den dicken Teppichen der Zivilisation umherflaniert sind? Sieh, ich kehre eben jetzt aus der Sommerfrische zurück in die runden, weichen Arme meiner Hammonia. Stelle dir nur vor, du fährst in den Bahnhof einer Großstadt ein. Schon die Miene des Dienstmannes, der an der Wagenthür wartet, sagt dir: du wirst erwartet, du wirst empfangen, du bist willkommen. Deine Koffer werden dir abgenommen und befördert, wohin du willst. Du siehst dich um: eine ragende, eisendröhnende Halle mit bunten Glasfenstern, ein weiter, hallender Tempel der raumbezwingenden Gottheit. Du willst ins Freie: die ganze Anlage ist so klar, so einfach, so übersichtlich; zuvorkommende Schilder, höfliche Plakate zeigen dir so deutlich den Weg, daß alles nervöse Irren und Verirren dir erspart

Digitized by Google

bleibt; die allgegenwärtige Hand der Kultur geleitet dich sorglich hinaus. Du willst in die Stadt fahren —

Freund, gedenke der Fahrgelegenheiten in der Sommerfrische! Du willst mit einem schweren Koffer abreisen; dein Wirt erklärt mit Grinsen, daß er seine Wagen und Pferde schon vergeben habe; die Bauern der nächsten fünf Dörfer bemerken, daß sie ihre Pferde zur Ernte gebrauchen — das ist ihr gutes Recht — aber sie grinsen dabei vor Vergnügen, das ist überflüssig. Du findest endlich einen, der seine Pferde nicht braucht; er fährt dich; du fragst nach dem Preise, und dieser unverdorbene Landbewohner streckt dir die biedere Rechte entgegen und fordert für eine Stunde Weges mit erstaunlicher Sommerfrische nichts als 20 Mark. Er grinst dabei wieder in unnötigster Weise. Du wagst die schüchterne Bemerkung, daß dir der Preis etwas hoch vorkomme, worauf der idyllische Mann mit jener erwähnten Art des Lächelns bemerkt, du könntest ja ein andermal mit einem andern fahren.

Zurück, zurück, teurer Freund, in die Großstadt! Also: du trittst vom Bahnhof ins Freie, du zwinkerst in dem hellen Sonnenlicht einmal mit den Augen, und drei Droschken fahren vor, obwohl du nicht

Digitized by Google

ſchielſt. Du wirſt eben auch hier erwartet. Du engagierſt nur einen Kutſcher und die andern beiden ſind wohlerzogen genug, nicht zu ſchimpfen. Dein Kutſcher bedient dich mit Gewandtheit und Höflichkeit, und die Fahrt geht los. Wie in einem Kahn auf freundlich bewegter Welle fährſt du über die Flut des Großſtadttreibens wohlig und leicht dahin. Du biſt in der Menge — und doch allein in deinem hübſchen rollenden Häuschen. Du gleiteſt über der Menge dahin mit Gefühlen der Unnahbarkeit, und was hindert dich, daß du dich für einen König hältſt, der es ſchon lange nicht mehr nötig hat, zu regieren, und den die Menge nur deshalb nicht grüßt und bejubelt, weil er ſich auch ohne das ſehr wohl fühlt?!

Du willſt ausſteigen und bezahlen. Du brauchſt dich nicht über eine unverſchämte Forderung zu ärgern. Die Taxameteruhr zeigt dir, was du ſchuldeſt, und grinſt nicht. Du zahlſt und während du dem Manne ein Trinkgeld in die Hand drückſt, ſcheint ein Segenswunſch für dich und deine nachgeborenen Geſchlechter ſeine Züge zu verſchönen. . . .

Hier ſeh ich dich wieder ironiſch lächeln über meine Dankbarkeit für gute Behandlung durch Kellner, Kutſcher, Kondukteure u. ſ. w.

Digitized by Google

Es ist wahr, wenn ein Schaffner mich mit der echten Höflichkeit des Herzens um meine Fahrkarte bittet, dann werde ich weich, sage: „Hier, mein Herr!", präsentiere ihm meine Cigarrentasche, betrachte während der ganzen Fahrt diesen gebildeten Mann als meinen Freund und begrüße ihn, wo er erscheint, mit einem liebevollen Blick des Einvernehmens. Ich bin so empfindlich gegen „Behandlung", selbst im feinsten Restaurant ist mir das Erfreulichste eine delikate Bedienung, und eine diskrete Zuvorkommenheit kann mich zu sehr guten Weinen hinreißen. Und — gieb einmal acht darauf: Je größer die Stadt und je höher die großstädtische Civilisation entwickelt ist, desto mehr bildet sich mit Notwendigkeit — eine solidarische Höflichkeit nicht nur — nein, Freundlichkeit, Milde, fast möcht' ich sagen: Güte heraus, und nur die hoffnungslosesten Hotel-Esel behandeln noch den Gast à 20 Mark schlechter als den à 1000 Mark, um recht bald Pleite zu machen. Weil ihre 1000 Mark-Höflichkeit eben auch nicht die echte ist. Du weißt auch, mein Edgar, wie fabelhaft unangenehm ich werden kann bei schlechter Behandlung. Und das halt' ich für das rechte Prinzip im großstädtischen Verkehr. Laßt uns, meine Brüder, wo wir zu Hunderttausenden beisammen wohnen, das schwere Leben uns

leicht machen, indem wir einander tragen und ertragen in Höflichkeit und Güte, laßt uns zuvorkommend sein gegen Oberkellner, damit wir Nachsicht von ihnen erfahren; laßt uns aber auch, sobald ein Mensch nur den Versuch zu einer rüpelhaften Miene macht, ihm den schuldigen Thaler so nahe unter die Nase halten, daß er die Faust wittert.

Du bist vor einem Wäscheladen abgestiegen, weil du deine Bekleidung in etwas erneuern möchtest — —

Freund! Rufe dir zurück, was es bedeutet, auf dem Lande einen Kragen oder eine Bluse deiner Frau waschen zu lassen! Bedenke, daß die alte Waschfrau, die für die Kurorte des betreffenden Regierungsbezirks die „feine Wäsche" übernimmt, deinem Dienstboten kaltlächelnd erklärt, daß sie Kragen und Blusen in 14 (vierzehn) Tagen schicken werde. Bedenke, daß sie nach 14 Tagen nicht kommen, daß dann deine Frau hingeht, die Wäsche in unverändertem Zustande vorfindet und von der Wäscherin die Versicherung erhält, daß sie sich bemühen werde, die Wäsche ausnahmsweise nach weiteren 14 Tagen zu liefern. Bedenke, daß nach diesen 14 Tagen die Wäsche keineswegs eintrifft, daß du dann selbst hingehst und sie günstigenfalls in eingeweichtem Zustande vorfindest, ungünstigenfalls aber bis zur

Digitized by Google

Unkenntlichkeit gebügelt und mit jenen roſtroten Fleckchen geſprenkelt, die den Forellen ſo gut ſtehen; daß die biedere alte Waſchfrau ſich alsdann für Geſteiftes und Ungeſteiftes die gleichen ſteifen Preiſe bezahlen läßt und dich auf deine ernſtlichen Vorhaltungen mit der Bemerkung entläßt, vornehme Leute nähmen überhaupt ſo viel Wäſche in die Sommerfriſche mit, daß ſie nicht waſchen zu laſſen brauchten.

In einer einzigen Straße bietet die Großſtadt dir in ſchimmernden Läden alles, deſſen du bedarfſt. Du magſt eintreten, wo du willſt: du wirſt erwartet, du biſt willkommen. Mit dem freundlichſten Geſicht von der Welt verkaufen dir dieſe Menſchen das beſte, was ſie haben. Parbleu! Ich begreife dieſe prickelnde Luſt der Frauen, zu kaufen, ſo lange ſie Geld in der Taſche oder den Blanko-Kredit ihres Mannes im Herzen fühlen! „Ich werde dies nehmen“ oder „Schicken Sie mir das in meine Wohnung“ — das ſpricht ſich ſo leicht, ſo angenehm, gerade bei den feinſten Sachen. Wenn es dir Freude macht, ſo kannſt du dich zum Bettler kaufen und brauchſt nur ein paar Schritte darum zu gehen, ja brauchſt nicht einmal das. Man ladet dich ein, in einem koſtbaren Seſſel Platz zu nehmen und breitet vor dir die Schätze Ophirs aus. Du machſt

Digitized by Google

eine abfällige Handbewegung, und das ganze Perſonal iſt ſofort derſelben Meinung. Du wirſt von lauter Menſchen bedient, die denſelben Geſchmack haben wie du und dieſen Geſchmack bewundern, die deine Geſtalt für die wohlgebildetſte halten, die ſie je bekleiden durften, und die (und hier mit Recht!) erklären, daß deine Gattin in jedem Kleide ausſehe wie eine Königin, in den teuerſten wie eine Kaiſerin. Vielleicht iſt aber doch nicht alles, was du wünſcheſt, im Erdgeſchoß zu finden, und du mußt dich ſchon — ſo bedauerlich es iſt — in ein oberes Stockwerk „bemühen“. Man öffnet die Thür und du beſteigſt den Fahrſtuhl; aber zum Glück ſind darin ein üppiger Divan, ein paar amüſante Journale und ein Spiegel, um Männern und Frauen die Sekunden zu vertreiben. All dieſer Komfort iſt dein, du haſt Anſpruch auf ihn, du biſt Abonnent aller großſtädtiſchen Erleichterungen des Lebens und du biſt es in Berlin wie in Hamburg, in Wien wie in Paris, in London wie in Rom: der Großſtädter iſt ein Bürger aller Welten. Und ſelbſt wo er nichts kauft, geleitet man ihn mit diskreten Verbeugungen zum Ausgange und entläßt ihn mit höflichem Gruß. Die Geſichter, die man hinter ſeinem Rücken macht, ſieht er nicht, und wenn er ſie ſich vorſtellt, ſo iſt es für die gleichmütige

Seele des Großstädters nur ein Vergnügen mehr.

Du trittst wieder hinaus auf die Straße und übergiebst dich dem Strom der Menge. Ich weiß ja nicht, ob du es auch so machst; aber wenn ich in einer fremden Stadt weile, halte ich mir alle freund- und verwandtschaftlichen Anerbietungen von Führung durch die Stadt mit Nachtquartier, Morgenkaffee, Mittagessen und Abendbrot langgestreckten Armes fern, wenn sich nicht — was noch sicherer ist — ein vollkommenes Inkognito aufrecht erhalten läßt. Besonders pflege ich mich in der Erfindung sinnreicher Einwände zu erschöpfen, wenn ich es mit jener Art von Freunden zu thun habe, die den Gast in jeglicher Minute unterhalten zu müssen meinen, selbst während des Mittagsschlafes. Edgar, giebt es denn wohligere Lust, als sich tagelang steuerlos treiben zu lassen auf der ewig bewegten, ewig blinkenden und doch aus der Tiefe ewig geheimnisvoll brausenden Flut des Großstadtlebens? Fühlen wir nicht hier, daß das Element, das sich „Menschheit" nennt, daß es trotz alledem und alledem unser Element ist und daß wir in ihm leben, weben und sind? Mitten in dieser Menge, die uns in unserer einsamen Zelle so oft ein grausenhaftes Antlitz gezeigt, die uns wie eine millionenfüßige Bestie

erſchien, wenn blöde Schauluſt, blöder Haß und blöde Liebe ſie zuſammentrieb, ja, der wir geflucht und von der wir uns im innerſten Weſen loszutrennen gemeint: mitten in dieſer lauten, wirbelnden Menge hebt die einſam dahinwandelnde Seele ein ſtummes Frohlocken an, und die unbewegten Lippen ſingen den Jubelgeſang: Ja, wir ſind doch ein Großes, Starkes und Schönes, wir Menſchen, und werden doch einſt größer werden und ſtärker und ſchöner, und fahren doch zu lichteren Geſtaden! Und ſoviel Gemeinheit in dieſer Menge iſt und ſoviel Dummheit (die eigentliche Gemeinheit im Weltweſen!) und ſoviel wir ſelbſt in eigenſter Perſon zu wünſchen übrig laſſen: Alles in allem genommen und alle Thoren und alle Weiſen, alle Edlen und alle Hallunken, alle Helden und alle Hanswurſte mit zwei ehrlichen Armen zuſammengefaßt, iſt es doch eine liebe Bande, mit der wir durch einen Urſprung und ein Schickſal unlöslich verbunden ſind! Und liebteſt du in dieſen Augenblicken nicht das Gigerl, das ſich über die Bügelfalte ſeiner Hoſen freut, wie den Arbeitsloſen, der unter einer unſichtbaren, melancholiſchen Laſt dahinſchleicht, den „Heldenvater", der mit dem Blick des fluchenden Lear in den Himmel ſtarrt, wie den Kaufmann mit den diebes- und feuerfeſt ſchließenden Lippen,

Digitized by Google

der eben zur Börse geht, um einen großen Posten Feuerwaffen nach China zu verhandeln und der sich zu dieser Feier mit einem moralfesten Zylinder geschmückt hat? Gehst du nicht mit weit geöffnetem, liebendem Herzen durch das Gartenviertel der Stadt, wo die Menschen Sonne, Blumen und Vögel haben, wie durch die schwarzen Arbeiterhöfe der letzten Vorstadt, wo die Kinder bei ihren Abendspielen zuweilen wohl den bleichen Mond, doch nie die tröstlich schöne Sonne sehen — gehst du nicht mit gleich begreifendem Herzen vorüber an donnernden Maschinenhallen und tausendfach bewimpelten Häfen, wo die Arbeit glänzt und klingt gleich einem Feste, wie an den ewig verhangenen totäugigen Palästen des Milliardenviertels, des unzugänglichen Peking, wo der arme, übersatte Reichtum sich selbst anödet und Inzucht treibt? So viel, so viel giebt uns die Großstadt, das mit einer Seele zu umspannen und in ein Herz zu fassen ist. Kannst du zweifeln, ob die Großstadt uns reicher mache als das ausgedehnteste Rittergut im Kranze meilentiefer Wälder?

Und sehen wir ab von der alles verstehenden Liebe — ist hier nicht Fülle der Schönheit für den Genießenden? Soll ich dich — um nur von den Ländern deutscher Zunge zu reden — an Wien erinnern und an die Ring-

ſtraße, dieſe unbeſchreiblich ſchimmernde Perlenkette am Halſe einer Königin? Soll ich dich an München erinnern, das dir zu jeder Maß Bier ein Juwel der Gotik, der Renaiſſance, des Rokoko, des Barock ſerviert, ganz nach Belieben!? An Dresden, das einen großen Garten von Bäumen und einen großen Garten von Paläſten hat, die ſich im Elbſtrom ſpiegeln, aber zu ſtolz ſind, ihres Spiegelbildes zu achten? An Berlin, deſſen feſtliche „Linden", deſſen ganze Friedrichſtraße ein Geſicht tragen, als zöge jede Viertelſtunde ein großer Friedrich ein nach ſiebenjährigem Kriege? Oder an unſer Hamburg, wo du, vom Hafen heraufkommend, in der Seele noch den Blick in jenſeitige Welten, eintrittſt in die Vorſtadt des ſchäumenden Vergnügens, die am dunklen Abend von der herrlichen Straßenbahn wie von einer ſieben Stunden langen, in allen wunderſchönen Farben glühenden und ſprühenden Rieſenſchlange durchzogen wird? Oder wo in ſpäter Nacht, wenn der tote Mond durch tote Straßen geht, jahrhundertalte Kaufmannshäuſer und Speicher mit ſeltſamen Profilen in bleiernſtille Kanäle hinunterſtarren und oben aus den Luken die Winden hervorragen wie lange Prokuriſtennaſen, die nächtlichen Einbruch wittern? Gedenkſt du noch, Freund, wie wir ſiebzehnjährig, achtzehnjährig nächtens ſo oft durch

die eigentümliche Romantik dieser Straßen mit ihren düsteren Kirchen und Patrizierpaläſten gewandert ſind, aus dem Theater kommend, die Empfängniswonnen von ſieben Tragödien und ſieben Symphonien in der Bruſt, und wie wir in jedem ſchwarzen Schatten, der quer über den Weg lag, einen Dahingeſtreckten zu ſehen vermeinten, einen Mann im ſchwarzen Domino mit einem Stilett in der Bruſt? Sage, Freund, können grünere Phantaſien und Illuſionen wachſen auf Teich und Anger eines vergeſſenen Dörfchens, als ſie uns gediehen unter den drohenden Steinmaſſen und den dröhnenden Glocken von St. Petri und St. Katharinen? Unſere Jugend war ein Idyll zwiſchen Steinmauern und Eiſenpfeilern, und noch geſtern, als ich durch vertraute Straßen heimwärts ſchlenderte, genoß ich dieſes Idyll in ſeinen verglühteſten Farben und ſeinen verlorenſten Klängen.

Und als ich wieder daheim war und in meinen alten Stuhl und in meinen abendlichen Traum verſunken war, da klang wieder die Muſik aus dem oberſten Stock meines Hauſes. Eine alte, vornehme, ſanfte Dame ſpielt dort oben. Es iſt Muſik, wie ſie in alten, hohen, dunklen Patrizierräumen mit langen dunklen Vorhängen in letzter Dämmerung klingt, in Räumen, in denen ein altes hohes Leid, eine große, adelige Schuld umgeht.

Digitized by Google

Seltsam, wie solche Musik, durch die Mauern und Böden eines Hauses gedämpft, zu unserer innersten Seele spricht. Hast du's je empfunden? Es ist wie redende Erinnerung. Suchst du mit dringendem Blick das Gesicht der Erinnerung, so stammelt sie abgebrochene Laute und verschwindet; aber wenn du die Augen schließest und sie hinter dichten steinernen Schleiern spricht, redet sie willig und lange zu dir. Ich wohnte einst in einem Hause, in dessen Keller sich eine Fuhrmannsschenke mit einer Spieldose befand. In der Nähe war diese Spieldose gewiß so infam wie jede andere ihres Geschlechtes; aber in mein Zimmer hinauf klang sie wie Harfen, die mir das verklungene Lied meines Lebens sangen.

Ich trete auf den Balkon und sehe im Spiegel der Glasthür das gewohnte liebe Bild: ein hingehauchtes, schwebendes Bild von einer ernsten Kirche, einem großen Platz und einem breiten Kanal, und über Platz und Kanal und Kirche eine große Ruhe und eine erhabene Freiheit wie nach einem Tag des Sieges. Sage, Freund, wo auf dem Lande kann ich solch eine Glasthür haben?

Ich setze mich. Hinter der kleinen Säulengallerie auf dem Dache des gegenüberliegenden Hauses steht am hellen Himmel der Mond,

Digitized by Google

blaß, tiefäugig und in sich gekehrt wie ein unbeachteter Poet. Unsere Blicke verketten sich, und ich höre das ewige Brausen der großen Stadt.

Es ist eines Stromes Brausen.

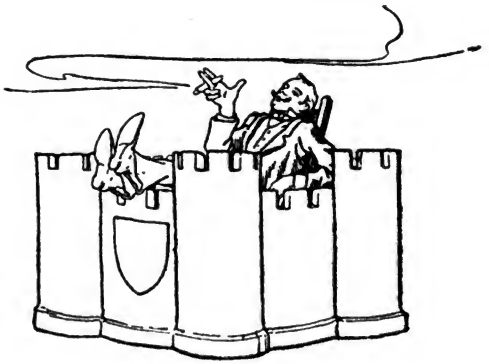
Ihr kleingläubigen Menschen, die ihr euch verlassen wähnt, wenn das Leben weitergeht, die ihr so unnötig jammert und klagt, wenn das fröhlich kreisende Leben fröhlich gebiert, die ihr Angst, Beklemmung, Tod und Untergang fühlt, während die erfindungsreiche Menschenseele Neues ersinnt, Neues bildet, Neues genießt und aber Neues ahnt! Ist denn Kultur nicht auch Wille der Natur? Sind wir denn nicht Natur und könnten wir etwas gegen ihren Willen? Fürchtet ihr wirklich, der Natur könnten die Ideen ausgehen, wenn sie so rastlos weiterproduziert? Meint ihr, daß sie für Glück nicht freieres Glück hätte, für Frieden nicht tieferen Frieden, für Treue nicht echtere Treue, für Reinheit nicht lichtere Reinheit? Überallhin bringt das Menschenherz seine Poesie, der Menschengeist seine heitere, trauliche Flamme mit. Auch im Wirbel des Großstadtlebens ist Ruhe und Schönheit, Reinheit und Friede, Glück des Besitzes und der Hoffnung.

Ihr habt den ganzen Tag das Rauschen der Großstadt im Ohre und hört es nicht.

Digitized by Google

Schließt einen Augenblick die Augen und thut die Ohren auf. Hört ihr's nun?

Es ist eines Stromes Brausen. Es ist kein sinnloser Wirbel und Schwall: es ist ein rastloses Vorwärts, ein ununterbrochener Drang ins Weite. Er trägt uns von dannen und trägt uns einst ins Meer. Ins freie Meer..



Digitized by Google

DER PVDDING

Was ist ein Pudding?

Das Lexikon sagt: „Eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter.“

Unsinn. Ein Pudding ist ganz was anderes. Ich will versuchen, darzustellen, was ein Pudding ist, wenigstens eine annähernde Vorstellung zu geben von dem, was ein Pudding ist.

Digitized by Google

Es hat damit folgende Bewandtnis:

Eines Tages, so um zwölf Uhr, wenn ich in meinem Arbeitszimmer, tief in meinem Stuhle sitzend, auf den Bergen meiner Träume wandle, wo die Freiheit ist; wenn der „Zutritt Unbefugten strengstens untersagt“ ist — und Befugte giebt es in diesem Bezirke nicht — dann wird mit stürmischer Gewalt die Thür aufgestoßen, daß sie gegen die Wand schlägt, ein Purzelchen mit krallblauen Augen springt mit beiden Füßchen zugleich herein, ruft mit der schönen Dreistigkeit des dritten Lebensjahres in meine Weltentrücktheit hinein:

„Du — heute giebt es Puddich!“ und ist wieder weg. Die Thür läßt sie natürlich offen.

Also heute giebt es Pudding. Das stößt allerdings die Dispositionen des Tages um. Ich wollte eigentlich heute den Grund zur modernen Tragödie legen oder auch einige sehr neue und aufhellende Gedanken über das Verhältnis der Erscheinung zum Ding an sich formulieren; aber da es Pudding giebt, muß ich in die Küche. Das ist ein unumstößlicher Brauch, dessen Bruch so absurd erscheinen würde wie etwa der Einfall, bei meinem eigenen Begräbnis fehlen zu wollen. Die Bereitung eines Puddings ist nach dem Gefühle

Digitized by Google

meiner Kinder eine Handlung, der auch das Familienoberhaupt durch Anwesenheit seine Achtung zu bezeigen hat. Ich gestehe, daß ich diesen Zoll der Pietät mit Freuden bringe. Einmal habe ich eine aufrichtige Achtung vor einem guten Pudding; ich hoffe noch Gelegenheit zu finden, mich wegen dieses Geschmackes zu rechtfertigen. Sodann habe ich aber eine noch viel, viel größere Achtung vor der Freude eines Menschen, besonders eines Kindes, und ganz besonders von fünf Kindern.

Am Tage des Puddings werden in der kleinen Küche nicht nur diese fünf Kinder, sondern sogar der Gatte geduldet. Die Mama, die sonst die Topfguckerei nicht liebt — was ihr jeder Künstler nachempfinden kann — sie erweitert, von der feierlichen Größe dieses Tages gehoben, ihre unendliche Geduld auf das Dreifache der Unendlichkeit. Daß dieser Aufwand nötig ist, das wird jeder zugeben, der da weiß, daß Kinder nicht nur sehen wollen, wie die für den Pudding bestimmten Mandeln enthäutet werden, sondern daß jedes der fünf genau sehen will, wie jede der Mandeln enthäutet wird, daß sie nicht nur sehen wollen, wie Eiweiß zu Schneemus geschlagen wird, sondern daß sie jedes Stadium der Entwicklung mit sämtlichen Übergängen eingehend beobachten wollen — und sich somit — die-

Digitized by Google

jenige der Mutter eingerechnet — gleichzeitig sechs Nasen über der Kasserole befinden.

Es thut mir leid; aber ich muß hier ausholen zu einer „theoretischen Erörterung". Ich sehe nämlich auf den Gesichtern einiger Leser ein sublimes Staunen darüber, daß man einem Pudding ein solch angespanntes Interesse entgegenbringen kann. Diese Leser gehören — mit Erlaubnis — (ich nenne ja keine Namen!) — zu jenen nicht seltenen Mündigkeitspharisäern, die ihre eigene Kindheit vergessen haben. Ich erkläre es geradezu für eine der allerkonstantesten Naturerscheinungen, daß Kinder zu solchen Dingen wie Chokolade, Marzipan, Pralinees, Puddings, Apfelstrudeln, Schlagsahne und Limonaden eine unvergleichlich größere Zuneigung haben — ich sage nicht: als zu ihren Schulaufgaben; wir wollen uns nicht mit Selbstverständlichkeiten aufhalten — aber als zu solchen Genüssen wie Paprikaschnitzeln, Gulasch, Rollmöpsen, Mixed Pickles, Grätzer Bier und Doppelkümmel. Und allerdings ist nun die mit den Jahren der Reife anhebende Entwicklung von der Zuckerstange zur Salzstange, von der Mandelmilch zum Grog von Arrak eine ebenso regelmäßige Erscheinung. Aber ich vermag in solcher Entwicklung durchaus keinen Grund zu erkennen für einen Hochmut, der fast an das Selbstbewußtsein eines

Digitized by Google

Menſchen mit modernem Geſchmack erinnert, der alle diejenigen verachtet, die ſich nach fünfſtündiger Wanderung auf einen Stuhl niederlaſſen, der kein Empireſtuhl iſt. Um ſo weniger ſoll man ſich auf ſeine Geſchmackswarzen-Gewöhnung etwas einbilden, als — wie wiederum eine unzweifelhafte Erfahrung lehrt — in ſpäteren Jahren gewöhnlich eine Rückentwicklung zur Zuckerſtangen- und Marzipanweiſ', zu jener auch von Fritz Reuter betonten „Süßmäuligkeit" der Greiſe eintritt und ſich alſo — entſprechend dem Parallelismus in der Entwicklung der Einzelſeele und der Weltſeele — ſchon in den Grenzen eines Lebens jener Kreislauf der Erſcheinungen vollzieht, der dem Kulturhiſtoriker das Material und den Anlaß zu einer „Geſchichte des Geſchmacks" giebt. Wir leiden alle — ein ſo vortreffliches Holz das Mahagoni iſt — unter der intoleranten, zelotiſchen Mahagonie gewiſſer Kunſtgewerbler; die Orthodoxie des Salzſtangentums iſt aber kaum weniger abgeſchmackt. Die überlegenen, univerſalen Perſönlichkeiten haben ſich auch immer darin bekundet, daß ſie den Manieren und Moden ihrer Zeit nicht mit Hochmut nachliefen und dieſe ununterbrochene Beſchäftigung als ununterbrochenen Fortſchritt auffaßten, ſondern das Echte, Starke und Schöne aus allen Perioden der Welt und ihres eigenen

Digitized by Google

Lebens (die gegenwärtige eingeſchloſſen) erkannten, liebten und genoſſen. Und darin immerhin glaube ich Vorbild zu ſein, daß ich Grog und Cuba-Importen vertrage und ſchätze und mir gleichwohl eine ſchöne, kindliche Unbefangenheit bewahrt habe gegenüber der Schlagſahne und dem Roſinenpudding. Seien wir wenigſtens hierin Renaiſſancemenſchen.

Ad vocem Roſinenpudding! Die Bereitung dieſes Meiſterſtückes der Kochkunſt iſt auch darum für die ausführende Künſtlerin mit ſtarken Schwierigkeiten verknüpft, weil ſie fortgeſetzt unter dem fühlbaren Druck einer die umgebende Luft erfüllenden Spannung arbeiten muß. Die Anziehung zwiſchen den Roſinen und Mandeln einerſeits und den Mäulern andrerſeits wächſt von Sekunde zu Sekunde; poſitiver und negativer Pol nähern ſich einander immer bedenklicher, und jeden Augenblick kann an irgend einer Zungenſpitze eine Entladung ſtattfinden. Die Kleinen bekommen nämlich ihren Zoll von den Roſinen, den Mandeln, dem Zitronat und allen ſonſtigen im rohen Zuſtande genießbaren Ingredienzien. Es iſt ſehr wohl möglich, daß ohne dieſen Umſtand das Intereſſe der Corona minder ſtark wäre. Auch wir Erwachſenen pflegen ja an ſolchen Handlungen ein erhöhtes Intereſſe zu nehmen, bei denen etwas für uns

Digitized by Google

abfällt. Ich weiß, meine Herrſchaften, ich weiß. Sie iſt unpädagogiſch, dieſe Vorwegnäſcherei. Ich hoffe, Sie dadurch zu befriedigen, daß ich Ihnen darin ſofort recht gebe, Ihnen erkläre, daß Sie mir aus der Seele ſprechen und daß Ihr Standpunkt der meine ſei, voll und ganz. Aber ſie eine Stunde lang zuſchauen laſſen und ihnen kein Bröckchen hinwerfen, das würde uns genau ſo herzlos erſcheinen, wie wenn man vor den Raubtierkäfigen eines zoologiſchen Gartens ein offenes Schlachthaus errichtete und die ſchönſten Ochſen vor den Blicken der Tiere zerlegte, oder wie wenn man vor den Augen eines neutralen engliſchen Kabinetts ein Stück Land aufteilte.

Ich weiß, welche Gefühle die Bruſt eines Menſchen bewegen, welcher der Bereitung irgend eines leckeren Puddings beiwohnt, von dem er zuweilen vorher, zuweilen nachher und zuweilen überhaupt nichts bekommt. Ich bin ein Kenner in ſolchen Zuſchauergefühlen. Ich weiß zum Beiſpiel mit abſoluter Beſtimmtheit, daß der Junge in dieſem Augenblick, als ſeine Mutter die 12 Eidotter, die 5 Löffel Zucker, das Pfund Roſinen, die 30 Mandeln und den Zitronat in einem Aſch durcheinanderrührt, daß er denkt: „Das ſo auslöffeln dürfen! Dieſen Inbegriff, dieſes reinſte Weſen des Puddings ſo allein in ſich aufnehmen kön-

Digitized by Google

nen!“ (Natürlich hat er dieſe Worte nicht; aber er hat den Begriff.) So wie der Junge denke ich nun nicht; wenigſtens könnte ich es nicht ohne Schaudern; aber ich verſtehe ihn; denn einſt, o Wunder, war auch ich ein Knabe. Daher verſtehe ich auch ſo gut, was das eine von den Mädeln meint, als es angeſichts des fertigen Teiges ſeine Mutter fragt, ob nun wohl eigentlich ſo dieſer Teig auch ſchon eßbar ſei. Sie giebt ſich dabei die anerkennenswerteſte Mühe, der Frage durchaus ihren rein wiſſenſchaftlichen, rein akademiſchen Charakter zu wahren, indem ſie ein ausſchließlich intellektuelles Geſicht macht; aber dank jenem eigentümlichen Blicke, mit dem wir um die Ecke und hinter ein intellektuelles Geſicht zu ſehen vermögen, erkennen wir auch ſogleich, daß auch dieſer theoretiſchen Frage, wie ſo vielen anderen, ein praktiſcher Wunſch zu Grunde liegt, der Wunſch nämlich, das ſchrecklich zeitraubende Verfahren des Kochens unnötig zu machen.

„Aber Irene!“ ruft meine Frau. „Welche Idee! Den rohen Teig wollteſt du eſſen?“

„Ich?! — Nein, Mama, ich ganz gewiß nicht; ich meine nur, ob man ihn eſſen *kann*, wenn man es *will*; ich *will* es natürlich *nicht*!“

Digitized by Google

Aber es hilft alles nichts; er muß doch erſt auf den Ofen. Sobald er im Topf und der Deckel geſchloſſen iſt, fragt das Kleinſte: „Is er nu ferdig?“

Dieſe Frage wiederholt es während der nächſten halben Stunde etwa fünfundzwanzigmal, bis es die Geduld verliert, zu weinen und endlich zu ſtrampeln anfängt („Ich will aber Puddich hab'n — n — n — n — n u. ſ. w.“), in eine Stube für ſich kommt, ſich ausweint, den Daumen in den Mund ſteckt, den Kanarienvogel gewahr wird, ſich in ein Geſpräch mit ihm vertieft und den Pudding vergißt. Vorübergehend wenigſtens.

Die andern müſſen an die Erledigung ihres Arbeitspenſums gehen. Sie thun es mit einem letzten, langen Blick nach dem inhaltſchweren Topfe.

Der Pudding, und zwar ſowohl der eigentliche, ſchwerere Pudding, als auch ſeine leichtere Abart, der Flammeri, iſt in rein geiſtiger Beziehung kein beſonders zuträgliches Gericht, ſo lange er noch nicht gegeſſen iſt. Er zeigt bei lernenden Kindern die Neigung, ſich unter die Formeln der Geometrie, unter die Klaſſen des Linnéſchen Syſtems und ſogar unter die deutſchen Kaiſer zu miſchen, und ſo iſt es verſtändlich und daher verzeihlich, daß mein Junge einmal in der engliſchen Stunde das Gewieher

Digitized by Google

der ganzen Schulklasse auf sich gezogen hat durch die Konjugation

I am putting
you are putting
he is putting
wir essen Pudding
ihr . . .

Weiter ist er nicht gekommen. Es war einer jener bösen Fälle, die man in der Psychologie als „sich kreuzende Vorstellungsreihen" bezeichnet und die bei den Lernenden mit Recht berüchtigt sind. Daß andererseits der Pudding in spe über manches hinweghelfen kann, zum Beispiel über die Wechselrechnung, über die Kongruenzsätze und selbst über die Geschichte der sächsischen Kaiser, indem er alle diese Dinge in eine gleichmäßig versöhnende und verschönende Stimmung hüllt, das ist nicht zu leugnen; aber eben dies sind Wirkungen, wie sie die Lehrer im allgemeinen nicht wünschen. Dagegen ist die ethische Bedeutung des Puddings über jeden Zweifel erhaben. Er wirkt vortrefflich, wenn man ihn als Lohn für anständiges Verhalten bekommt; er wirkt aber einfach unvergleichlich als Strafmittel, wenn man ihn nicht bekommt.

„Du weißt doch, daß es heute —"

Das genügt vollkommen. Das wirkt zivilisierend wie Ceres im „Eleusischen Fest".

Digitized by Google

Vorausgesetzt natürlich, daß man im Ernstfalle seine Drohung wahr macht. Andernfalls ist unter „Erziehung" bekanntlich überhaupt eine anhaltende stürmische Heiterkeit zu verstehen, die sich die Kinder auf Kosten der Eltern gestatten. Die öftere Bereitung eines Puddings ist somit schon aus Gründen der moralischen Erziehung zweckmäßig und geboten. Er bändigt Tigernaturen und macht Menschen aus Kindern.

Freilich kann es einem auch geschehen, daß der Spieß umgebreht wird. Wenn ich die Kleinste — sie heißt Lore; aber weil sie sehr rote Wangen, sehr blaue Augen und ein sehr revolutionäres Temperament hat, so nennen wir sie die Tricolore — also wenn ich die Tricolore auf meiner Schulter reiten lasse und nicht ununterbrochen Galopp laufen will, erklärt sie einfach:

„Denn triegst du heut' Mittag tein' Puddich!"

Wenn ich dann aber das nächtliche Klagegeheul eines frierenden Steppenhundes anstimme, nimmt sie ihre Drohung, im Innersten ergriffen, schnell zurück.

Die Stunde rinnt auch durch den rauhsten Tag, und auch der größte Pudding wird einmal gar, trotz aller Kinderreden, die auf den seltsamsten Umwegen immer wieder auf ihn

Digitized by Google

zurückkamen und ihn wohl in seiner Werdestimmung hätten stören können. Die Enthüllungsfeier findet wieder unter ungeheurem Andrang des Publikums statt. Einen Augenblick drückt bangende Erwartung auf die Gemüter.

Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Aber nein: jubelnder Zuruf begrüßt ihn, der sich „blank und eben aus der Hülle schält" wie ein frisch von der Fabrik gekommenes Kriegerdenkmal!

Dann folgen noch leidige 20 Minuten. Warum die Menschen eigentlich Suppe, Fleisch und Gemüse essen, wenn sie Pudding haben können, das ist unerfindlich. Und diese Erwachsenen scheinen nicht einmal zu heucheln; dergleichen Dinge scheinen ihnen wirklich zu schmecken.

Unsere Kinder haben heute gar keinen Appetit, weder auf Suppe, noch Fleisch, noch Gemüse.

„Kinder, euch allen scheint heute nicht wohl zu sein; ihr solltet lieber keinen Pudding essen."

Der Politiker wird wissen, was ein Entrüstungs-, Protest- und Petitionssturm ist. Nur ist die Erregung bei ideellen Fragen nie so elementar wie bei materiellen. Die Teller tanzen auf dem Tisch.

Digitized by Google

Endlich kommt der Moment von einschneidender Bedeutung. Wenn sie Fische wären, würden sie in diesem Augenblick jene schnalzende Bewegung mit dem Schwanze machen, die bei diesen Tieren einen Höhepunkt der Lebensenergie bedeutet. Jedes bekommt sein Pensum vorgelegt, und dann — tritt Schweigen ein.

Schweigen, wie es sonst nur bei großen tragischen, bei den erhabensten und erschütterndsten Wirkungen eintritt.

Auch mein Griffel — für solche Fälle ziemt sich das Vocabulum solemne „Griffel" — soll nicht versuchen, die Gefühle der Kinder zu beschreiben. Ich werde mein bißchen litterarischen Ruf nicht aufs Spiel setzen, indem ich Dinge zu schildern unternehme, welche die größten Meister mit kluger Selbstbeschränkung umgehen.

Erst nach einer beträchtlichen Weile löst sich von einem Paar Lippen ein zärtlich gehauchtes

„Mutter, wie schön!"

Und erst ganz allmählich greift eine objektive Betrachtung Platz, die schließlich zu einer vergleichenden Geometrie des Puddings führt, indem man feststellt, wer noch das größere Stück übrig hat, wie viele Rosinen darin sind,

Digitized by Google

welche Figuren diese bilden u. s. w., bis ihnen endlich der Pudding nur noch „eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter ist“ oder philosophisch gesprochen: ein „Ding an sich“.

Aber was ist er ihnen inzwischen gewesen?! Was war er uns?!

Ein Korrektiv unserer schlechten Lehrpläne, ein Zuchtmittel zum Guten, ein goldener Schlüssel zum Kinderherzen, ein Tag voll drolliger Einfälle und Purzelbäume, ein Festtagsglanz in fünf Kinderseelen, zurückgestrahlt in die Herzen zweier Eltern, die sich immer wieder heimlich ins Kinderparadies zurückstehlen, sich dort ganz klein machen und mitthun, bis ein komisch würdevoller Büttel, der sich „Ernst des Lebens“ nennt, sie doch entdeckt und mit Geschimpfe wieder hinausjagt.

Ich habe noch nie zu einem Tage des Puddings „diem perdidi“ gesagt. Er befestigt immer wieder meine Anschauungen über die Realität der Erscheinung und die Objektivität des Subjektiven. Eine „Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter“ ist nichts, gar nichts; aber ein Pudding, wie wir ihn verstehen und wie meine Frau ihn macht — ja, das ist was.

Womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß Pudding meine Lieblingsspeise wäre. Ich könnte zwanzig, dreißig Gerichte nennen, die

Digitized by Google

ich lieber esse, z. B. Rebhühner mit Savoyerkohl. Aber wenn ich mir einmal etwas besonders Gutes vergönnen will, etwas absonderlich Zartes und Apartes, etwas Ergötzendes, Erfrischendes und Stärkendes, dann nehme ich meine Frau auf die Seite und sage:

„Du, mach' mal wieder 'n Pudding!"

EIN TAG AUS DEM LEBEN APPELSCHNUTS

„Eigentlich heißt ſie Euphroſyne;
Aber ich ſage immer ‚Roſine'"

ſingt Dr. Bartolo, und ebenſo ergeht es meinem dreijährigen Töchterchen. Eigentlich heißt ſie Roswitha; aber ich ſage immer „Appelſchnut". Man darf dieſen Namen nicht ins Hochdeutſche überſetzen; „Apfelſchnauze" klingt roh, klingt gräßlich; „Schnauze" hat geradezu etwas Berlineriſches. „Schnauzerl", „Schnäuzchen" käme der Sache ſchon näher, deckt ſie aber nur zum Teil. „Schnut" umfaßt näm-

Digitized by Google

lich nicht nur Mund und Naſe, ſondern ſo ein ganzes kleines Geſichtchen, das man noch ganz und gar in eine Hand nehmen kann. Ja, zuweilen umfaßt es einen ganzen fünfundzwanzigpfündigen Menſchen; wenn er eine geniale Bemerkung macht, ſagt man: „Du Klookſnut,“ wenn er im Feuerungsverſchlag geſpielt und Steinkohlen gegeſſen hat: „Du Swattſnut.“ Und da nun Roswitha nicht nur zwei rote Wangen hat, ſondern alles in allem genommen ausſchaut wie ein rundes, blankes, rot und goldenes, mit wahrer Tollkühnheit zum Einbeißen herausforderndes Früchtlein, das ſoeben vom Baume des Lebens gepurzelt iſt, ſo hab' ich in einer begnadeten Stunde für das ganze Stück Sein und ſeine Erſcheinungsform den Namen „Appelſchnut“ gefunden. „Appelſchnut“ iſt unüberſetzbar.

Die junge Dame hat es gut; das darf man wohl ſagen. Schon im Frührot umſtehen ihre Geſchwiſter, bevor ſie ſich zum Schulgang rüſten, mit nackten Beinchen ihr Bett und bewundern die Anmut ihres Schlummers, die Dicke ihrer Ärmchen, die Blondheit ihres Haares und ihre Kunſt, auch im Schlaf noch mit Ausdauer auf dem Daumen zu lutſchen. Wenn ſie endlich die Augen aufſchlägt, begegnet ſie gewiß irgend einem Blick, der ſie mit Liebe oder Bewunderung anſchaut; ein Geſchick, das

Digitized by Google

ſelbſt den höchſten Staatsminiſtern und Würdenträgern in dieſer Häufigkeit nicht zuteil wird.

„Was iſt los?“

„Appelſchnut hat was geträumt!“

„Appelſchnut hat geträumt? Holla, Appelſchnut hat geträumt! Alſo los, Appelſchnut! Erzähl mal! Was war's denn?“

Appelſchnut: „Alſo, ich wollte nach Hamburg und da wollte ich Bonbons kaufen. Und da vergangte ich mich, und ſchließlich kamte ich wieder nachhauſe.“

Hurra, Appelſchnut kam „ſchließlich“ wieder nachhauſe. „Schließlich“! Was ſo ein miſerables Formwort für eine Wirkung ausüben kann! Einen ganzen vergnügten Morgen kann es machen. Beſonders, wenn man bedenkt, daß „Hamburg“ eine benachbarte Straße iſt, in der ein Bonbonkrämer wohnt.

Appelſchnut braucht nur das Mäulchen aufzuthun, und das ausverkaufte Haus iſt entzückt. Jedes falſch konjugierte Verb iſt ein Erfolg, wie ihn mancher Schriftſteller mit gleichen Mitteln ewig vergeblich erſtrebt. Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis.

Nicht, daß ſolch ein Sonnenkäferleben nicht auch ſeine Schatten hätte! Jeden Morgen tritt auch in dieſes Leben die hundertzähnige Pflicht in der für die Pflicht ſo bezeichnenden Geſtalt

Digitized by Google

des Kammes. Und man lächle, bitte, nicht über den Kamm als über etwas Geringfügiges! Ihr müßt hier mit Proportionen rechnen und bedenken, daß für das Kind ein Kamm genau dasſelbe iſt, was für uns ein unangenehmer Vorgeſetzter mit abgebrochenen und verbogenen Zähnen iſt! Die kleinen Leiden ſind für die kleinen Kinder, was die großen Leiden für uns große Kinder ſind, und oft nähren ſie gar in der großen Werdeſtille ihrer jungen Seele ein Sonnenſtäubchen zu einer ſchwarzen Unheilswolke heran. Eines Tages ſaß Roswitha auf dem Schoß ihrer Mutter und blinzelte unter ihren Liebkoſungen wie ein Kätzchen in der Sonne.

„Du biſt meine Zuckerdirn',“ ſagte die Mutter.

„Jaa,“ verſetzte Appelſchnut mit Überzeugung, und mit treuherzigem Aufblick zur Mutter fügte ſie hinzu: „Du ſchicks mich auch garnich in Paket, nich?“

Meine Frau verſtand ſie anfangs nicht. Erſt allmählich ging ihr ein Licht auf. Mehrere Tage vorher hatte ich aus der Ferne geſchrieben: „Schick mir doch die Appelſchnut im Paket!“ Meine Frau hatte den Kindern aus dem Briefe vorgeleſen, und Roswitha hatte ſich tagelang mit der Angſt getragen, ſie würde als Paket auf die Poſt gebracht werden.

Digitized by Google

Nachdem Appelschnut heute gekämmt und fertiggeputzt ist, kommt sie in meine Hände. In diesem Stadium gefällt sie mir am wenigsten. Ein frischgekämmtes und frischgebügeltes Kind sieht aus wie ein Kunstwerk, das die Kritik berichtigt und verbessert hat. Aber nach einem halben Stündchen schon fangen die ängstlich nebeneinandergeduckten Härchen wieder an zu leben und stehen leis und behutsam auf, und wenn sie merken, daß der Kamm nicht mehr daherfegt, beginnen sie sogleich wieder ihr leises, lustiges Flimmergespräch mit Luft und Sonne, und die ernsten, strengen Falten der hohen Bügelkunst verschwinden vor den natürlichen Linien des Menschenleibes. Alles genau wie beim Kunstwerk. Womit ich die Existenzberechtigung der Kritik ebenso wenig geleugnet haben will wie die des engen Kammes.

Der heutige Tag gehört meinem Töchterlein Appelschnut. Das kommt daher:

Eines Tages kam sie an meinen Schreibtisch und sprach:

„Pappa, weiß du was? Wir spielen Mutter un Kind zusammen. Du bis das Kind un ich bin die Mutter. Un denn muß du immer tüchtig ungezogen sein und denn bekomms du Schläge, aber nur aus Spaß, mein ich! O ja — nich?"

Digitized by Google

„Ich kann aber jetzt nicht mit dir ſpielen.“

„Worum nich?“

„Weil ich arbeiten muß.“

„Worum muß du arbeiten?“

Da ich nicht hoffen durfte, ihr den Schöpferdrang eines Dichterherzens klarzumachen, ſo ergriff ich die Gelegenheit zu einer ökonomiſchen Aufklärung und ſagte:

„Weil ich Geld verdienen muß.“

„Worum muß du denn Geld verdienen?“

„Weil ich für euch was zu eſſen kaufen muß.“

„Mamma hat was zu eſſen!“ ruft ſie mit der Kraft eines befreienden Gedankens. „In'n Küchenſchrank! 'n ganze Maſſe!“

Das iſt eines jener Argumente, die unwiderleglich ſind. Die Dreijährigen haben's überall in der Welt ſo leicht, recht zu behalten! Und das hat man nun davon: Da rackert man ſich unaufhörlich, um ſieben „tägliche Brote“ zu ſchaffen, und den Ruhm der Ernährerin trägt die „Mamma“ davon.

Nach einer höchſt bedenklichen Pauſe nahm Appelſchnut das Geſpräch wieder auf.

„Pappa, wann muß du mal garnich, garnich, garnich mehr arbei'n!“

„Ja, das weiß ich nicht. Was willſt du denn, wenn ich nicht mehr arbeite?“

„Denn will ich mal 'n ganzen Tag mit dir ſpiel'n!"

Der freudige Glanz aus ihren Augen überlief mir ſo ſchmeichleriſch das Herz, daß ich ihr verſprach, ich wolle bald einmal einen ganzen Tag mit ihr ſpielen. Selbſtverſtändlich wurde ich am andern Morgen um 5 Uhr durch eine Bearbeitung meines Bartes und meiner Naſe aus dem Schlaf geweckt. Appelſchnut ſtand an meinem Bett und fragte:

„Wills du heute mit mir ſpiel'n?"

„Nein, heute noch nicht."

„Wann denn?"

„Bald."

„Morgen?"

„'mal ſeh'n. Vielleicht."

„O Mamma, Papa will fürleich morgen mit mir ſpieln!!"

Auf dieſe Weiſe wurde auch „Mamma" geweckt.

Appelſchnut bewährte ſich außerordentlich als Erzieher zum Worthalten. Freilich hätt' ich unter allen Umſtänden mein Verſprechen erfüllt. Denn ich bin gewöhnlich ein Freund vom Worthalten, bin es aber beſonders Kindern gegenüber, und das kommt daher, daß mir einmal eine liebe ſchöne Dame eine kleine Geſchichte erzählt hat. Als die liebe ſchöne Dame noch ein kleines dünnes Mädel war,

Digitized by Google

kam eines Tages in ihr sehr bescheidenes Elternhaus ein ganz berühmter und reicher Onkel. Ach war das ein Mann und war das ein Fest! So freundlich war er zu allen und so spaßig und war doch ein so berühmter Mann, und das kleine Mädel nahm er auf den Schoß und sagte zu ihm: „Wenn ich wiederkomme, mein Kind, dann kriegst du eine Puppe, wie du sie noch nicht gesehen hast!“ Und dann verschwand der Onkel wie ein Komet und ließ einen sieben Wochen langen Schweif von Glanz und Erinnerungen hinter sich zurück. Es dauerte aber viel länger als sieben Wochen, bis der Komet wiederkam, und da kann sich jedermann denken, wie die Puppe in der Zwischenzeit wuchs und sich veränderte! Immer größer wurde sie, und die Arme und Beine wurden beweglich, und die Augen konnte sie schließen, ordentlich als wenn sie schliefe, und eines Tages fing sie mit einem Male laut an zu schreien, und wenn man genau hinhorchte, dann sagte sie „Mama! Mama!“ Und nach einem Jahr konnte sie gehen und sprechen und essen und mochte keine Milchsuppe und unterschied sich in gar nichts mehr von einem gewöhnlichen Menschen; es war ja doch eine Puppe, wie man sie noch nie gesehen hatte! Und Kleider hatte sie — na! Ordentlich zum Aus- und Anziehen! Hemdchen und Höschen

Digitized by Google

mit Spitzen! Einen seidenen Unterrock, der richtig „Frou Frou“ machte! Und das Kleid nach der neuesten Mode, mit Schneppentaille und mit weiten Ärmeln und mit Volants! Und endlich, endlich eines Tages erschien der Onkel wieder am Himmel. „Guten Tag“ konnte das kleine Mädchen gar nicht sagen; ihm stak etwas im Halse, und nur die strahlenden Augen grüßten den Onkel. Der reiche und berühmte Onkel war diesmal wieder sehr freundlich, aber auch sehr eilig; das kleine Mädel dachte immer: wo mag er nur die Puppe haben; für die Rocktasche ist sie doch zu groß! — es war aber zu wohlerzogen, um von der Puppe anzufangen. Da trat der Onkel auf sie zu (jetzt kommt's, dachte das kleine Mädel), klopfte ihr leichthin die Bäckchen, als habe er sie noch nie auf dem Schoße gehabt, und dann sagte er „Adieu“ und war weg. Und dem kleinen Mädel war, als habe sie der Onkel gerade aufs Herz geschlagen, so daß es gar nicht mehr klopfen konnte. Ja, aber glaubt denn so ein kleines Mädel, daß so ein großer Onkel an nichts Besseres zu denken hat als an Puppen?! Dem gehen Kreditaktien und Marmorbrüche und italienische Gesandte im Kopf herum, aber Puppen —? Und die liebe schöne Dame, so groß und schön sie war, hat die verlorne Puppe niemals ganz verwunden. Und ich

hab es ihr damals gleich gesagt und ich sag es noch heute: Wenn mir der reiche und berühmte Onkel einmal in den Lauf kommt, dann geht es ihm eine Viertelstunde lang hundeschlecht.

Es ist Winterszeit; draußen steht blendendes Schneelicht und umschließt wie eine Mauer die einsame Welt. Bis ins Innerste der Wohnungen glänzt der bläulich-silberne Himmelsfrieden. Wir beginnen das Divertissement mit Puppen- und Mutter- und Kindspielen, dem A und O der Mädchenspiele. Mama Roswitha hat heute drei Kinder: Ursula, Hedwig und mich. Meine Schwestern Ursula und Hedwig sind Puppen; aber ich habe Grund zu dem eifersüchtigen Gedanken, daß sie dem Herzen Appelschnuts mindestens so nahe stehen wie ich. Besonders erregt Ursula meinen Neid, obendrein ein gänzlich abgenutztes Kind, das bei jeder Bewegung Sägespäne verliert und Backen hat, so rissig wie ein altes Nashornfell. Sie wird mir vorgezogen, darauf möchte ich wetten; sie hat freilich auch viel öfter mit ihrer Mama gespielt als ich, und daher mag's kommen. Und nun stellt gefälligst mal einen Professor vor Appelschnut hin und laßt ihn erklären: „Liebes Kind, die Puppe ist nur das Bild eines Menschen, nicht aber ein wirklicher Mensch!"

Digitized by Google

— was, glaubt ihr, würde Appelschnut erwidern, wenn sie ihn überhaupt verstünde? Sie würde lachen und sagen: „Ursula ist gerade so gut ein Mensch wie du.“ Als unser Junge noch ein Baby war, hatte er eine Puppe, die den für einfache Zungenverhältnisse passenden Namen „Dadda“ trug, und diese Puppe hatte eines Tags aus irgend einem Grunde keinen Hinterkopf mehr. Als meine Frau nun den ganzen Kopf entfernen wollte, da zeigte sich, daß er so fest auf dem Rumpfe saß wie der Kopf eines Millionendiebes in einem modernen Kulturstaat. Sie ergriff daher einen Hammer und zertrümmerte den Kopf, um ihn stückweise zu entfernen. Aber sie hatte nicht bemerkt, daß unser männliches Baby sie beobachtete, und als der Hammer auf Daddas Kopf niederfuhr, stieß der Junge einen so durchdringenden Schrei aus, daß wir tief erschraken. Wie aus der Brust eines Erwachsenen, so schmerzlich hatte es geklungen. Meine arme Frau hatte nichtsahnend ein beseeltes Wesen erschlagen. Denn Dadda hatte eine Seele gehabt, das fühlten wir nun, eine treue Seele, die durch das große Loch im Hinterkopfe nicht entwichen war.

Sehr merkwürdig ist es nun, daß die erste Thätigkeit, welche Appelschnut an ihren Kindern vornimmt, darin besteht, daß sie sie

kämmt, wie denn ja das in der That ein erhabener Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit ist, daß auch die unangenehmsten Prozeduren zum Vergnügen werden, wenn man sie an andern ausübt. Und wie indigniert die kleine Mama thut, daß „so große Mädchen" wie Ursula und Hedwig sich schreiend gegen die Toilette sträuben! Noch merkwürdiger aber ist es, daß, als ich nun darankomme und mich artig kämmen lasse und mir einbilde, mir dadurch bei der strengen Mama einen weißen Fuß zu machen, die Mama erst ernstlich unzufrieden wird.

„Ach nein, Pappa, pfui, du muß auch schrein!" ruft sie enttäuscht und entrüstet.

Ich heule also wie ein Torpedoboot und bemerke deutlich, daß selbst so brave Kinder wie Appelschnut die Ungezogenheit unvergleichlich interessanter finden als die Wohlerzogenheit. Das beobachtet man auch, wenn die Kinder Schule spielen. Eine Weile geht das Spiel in korrekten Formen dahin; dann wird ein beweglicher Geist unter den Schülern unverschämt, die Klasse geht sofort zur Meuterei über; die Lehrerin notiert einen „Tadel" nach dem andern; der Lehrer prügelt wie ein Dreschquartett, und die Pädagogik hat begonnen, interessant zu werden.

Digitized by Google

Da Appelschnut inzwischen Lust bekommen hat, einen Besuch zu machen, so muß ich die für diesen Zweck erforderliche Tante abgeben.

„O ja, Pappa, nich?? Du muß mal aus Spaß die Tante sein!"

„Aus Spaß" ist der Gegensatz von „wirklich"; die ganze Welt zerfällt für sie in eine Welt der Wirklichkeit und eine Welt „aus Spaß".

„O, un hier muß aus Spaß dein Haus sein, nich??"

Sie führt mich in einen Winkel, wo ich zwischen einem Schrank und einem Ofen niederkauern muß. Nachdem sie sodann in ihrem Puppenwagen ihren Töchtern ein Bett gemacht und die Kissen so kunstgerecht aufgeschüttelt und geklopft hat, als hätte sie seit zwanzig Jahren nichts anderes gethan, und nachdem sie sich ein buntes Stück Zeug, das „aus Spaß" ein Hut ist, auf den Kopf gelegt hat, macht sie sich mit ihren Kindern auf den Weg zur Tante.

„Lingelingeling!" ruft sie, als sie nahe vor mir steht. Das ist die Thürglocke.

„Ah, guten Tag —" ruf ich, werde aber sofort unterbrochen.

„Nein, du muß erst „Schließ!" sagen." Das Wort „Schließ" markiert das Thüraufmachen. Ich sage also „Schließ", und sie tritt ein.

Digitized by Google

„Guten Tag.“

„Ah, ſieh da, guten Tag Frau Appelſchnut —“

„Ach nein, ich bin doch Frau Schmidt!“

„Ach ja richtig, Frau Schmidt, das iſt aber hübſch von Ihnen, daß Sie mich beſuchen.“

„Ja.“

„Und das ſind wohl Ihre Kinderchen? Die ſind aber niedlich!“

„Ja. — Ich krieg noch 'n Baby, wenn mein Geburtstag is.“

„So! — Aber nehmen Sie doch, bitte, Platz, Frau Schmidt!“

„Ja.“ Sie läßt ſich auf ein Stühlchen nieder mit der Miene einer Dame, die ſich auf acht Taſſen Kaffee einrichtet. Dann aber „fliegt ein Engel durchs Zimmer“; die kleine Frau Schmidt iſt noch nicht ſo weit fortgeſchritten, um mit dem Wetter anzufangen. Endlich weiß ſie was.

„Was wollen Sie heute kochen?“ fragt ſie.

„Bohnen mit Speck,“ ſage ich.

„Das mag ich nicht. Ich koch heute Pudding.“

„So!“

„Ja. — — Nu muß ich wieder nach Hauſe.“

Frau Schmidt alias Appelſchnut alias Roswitha geht alſo heim und begiebt ſich an

Digitized by Google

ihre häuslichen Geschäfte. Wer muß das erforderliche Dienstmädchen spielen? Natürlich ich, die grande utilité an diesem Theater.

„Amanda, nehmen Sie den Korb; Sie müssen was zum Mittagessen einholen."

„Jawohl, Frau Appelschnut!"

„Ich heiß doch nicht Appelschnut, ich heiß doch Frau Schmidt!!"

„Ach ja, richtig! Was soll ich denn holen, Frau Schmidt?"

„Zucker."

„Wieviel?"

„Für swanzig Mark."

„Ist das nicht etwas viel?"

„Na ja, für'n Fennig!"

„Ist das nicht etwas wenig?"

„Vater, sag mal, wieviel!"

„Ich heiß doch nicht ‚Vater', ich heiß doch ‚Amanda'!"

„Ach Vaa—te—r — —!!!"

„Na ja: also für 50 Pfennige."

„Ja."

„Und was soll ich sonst noch holen?"

„Bonbons."

„Wieviel?"

„Für tausend Bijonen Mark."

Frau Schmidt hat nämlich vier Zahlvorstellungen: Eins, zwei, drei und „tausend Billionen." Sie gebraucht zwar auch andere

Zahlen; aber bei denen denkt sie sich nichts. Wenn sie ein größeres Quantum bezeichnen will, so sagt sie „tausend Bijonen“. Das ist das liebe, ewige Märchen „Selige Kindheit“ oder „Mit drei Schritten in der Unendlichkeit.“ Frau Schmidt läßt aber mit sich handeln.

„Für tausend Billionen Mark Bonbons ist zu viel. Da kriegen Sie Leibschmerzen, Frau Schmidt.“

„Für wieviel denn?“

„Für fünf Pfennige.“

„O ja!!“

„Was soll ich sonst noch holen?“

„Mehr nich.“

Das heutige Diner umfaßt also Zucker und Bonbons. Angenehme Aussichten.

In diesem Augenblick zerflattert Roswithas hausfrauliches Phantasiespiel in nichts; denn ein großer, blankpolierter Gegenstand ist ihr ins Auge gefallen und hat für den Augenblick die Interessen der Mutter und Hausfrau verdrängt. Es ist die „Bimm-Kommode“.

Wer die kindliche Etymologie weniger oft studiert hat als ich, ist sich im ersten Augenblick vielleicht nicht ganz klar über die Bedeutung des Wortes „Bimm-Kommode“. Als der schon einmal erwähnte männliche Erbe meines Namens noch im Baby-Röckchen am Fenster zu sitzen pflegte und von den Dingen

der Welt mit dem Staunen der mehr und mehr erwachenden Seele Kenntnis nahm, da sah er eines Abends in der Dämmerung einen Mann daherkommen, der ein kleines Licht auf einer Stange trug, und der Mann steckte das kleine Licht einen Augenblick in eine Lampe hinein, die auf einem eisernen Pfahl stand, und mit einem Male brannte die Lampe ganz hell! Das ist der Lichtmann, sagte sich Erasmus. Und eines anderen Tages kam ein großer, blitzender Ring dahergelaufen und ein kleinerer dahinter, und oben saß ein Mann, der mit den Beinen strampelte. Das ist ein Ringroller, dachte der kleine Weltreisende, und was er dachte, sagte er auch. Und einmal kam ein Wagen mit zwei Pferden daher, und auf dem einen Pferde saß ein Mann, der hatte einen Stock in der Hand, und an dem Stock war eine Schnur, und wenn der Mann mit dem Stock in die Luft hieb, dann knallte es! Ein Knallstock, sagte Erasmus. Und so rief Appelschnut eines Tages, als sie einen Star in den Starkasten schlüpfen sah: O tuck mal, Mamma, der süße kleine Vogel is in sein Vogelstall gegingt — gegangt — gegungt!" und als sie eines Tages eine Kommode sah, die, wenn man sie aufmachte, eine Menge weißer und schwarzer Zähne zeigte und „Bimm — bimm" machte, wenn man ihr auf

die Zähne schlug, da taufte sie das Klavier mit feierlichem Entzücken auf den Namen „Bimm-Kommode".

Appelschnut will also musizieren. Ich lege die Nibelungen-Tetralogie auf den Klavierstuhl und setze sie oben drauf. Sie schlägt ein Dutzendmal dieselbe Taste an und bemerkt, das sei „O Tannenbaum". Dann erklärt sie, das Lied vom „Hänschen klein" spielen zu wollen — es bewegt sich genau innerhalb desselben Tonumfangs. Ich mache sie darauf aufmerksam, daß auch die schwarzen Dinger Musik von sich geben. Sie spielt jetzt sehr chromatische Sachen. Allmählich kommt sie dahinter, daß es noch mehr Spaß macht, wenn man die ganze Hand, und noch mehr, wenn man beide Hände nimmt und damit so viele Zähne niederschlägt, wie möglich. Aber sie fühlt, daß an dem Vergnügen noch etwas fehle, und jetzt fällt's ihr ein: Die Noten!

„Pappa, nu muß ich auch dabei lesen, nich?"

„Ja, richtig! Das ist ja die Hauptsache!"

Ich hole den dritten Band von Beethovens Sonaten her und schlage ihn auf: Op. 106, Sonate für Hammerklavier. Also los.

Im Notenlesen beschämt sie den gewiegtesten Partiturenleser. Immer nach drei Schlägen aufs Klavier schlägt sie um.

Digitized by Google

„Pappa, nu muß du auch sing'n!"

Wenn man bedenkt, daß das gereizte Talent des Kanarienvogels sich schon seit zehn Minuten in einem wahnwitzigen Geschmetter Luft macht, so wird man begreifen, daß hier die Vaterliebe ihre Grenze findet. Ich weiß, was sie auf andere Gedanken bringt.

„Appelschnut, woll'n wir Bilder besehen?"

Im selben Augenblick rutscht sie mitsamt der Tetralogie vom Stuhl und etabliert sich auf dem Fußboden.

Bilder müssen genossen werden, indem man bäuchlings auf dem Fußboden liegt und beide Backen in beide Hände legt. So verlangt es Appelschnut, auch von mir. Ein großes, transatlantisches Dampfschiff erregt zunächst ihre Bewunderung.

„O Pappa, kuck mal, was 'n großes Schiff! Das fährt ganz weit bis nach Berlin, nich?"

„Ja, noch weiter sogar!"

„Oha! Da möcht ich auch 'mal mitfahr'n!"

„Das glaub ich."

„Weiß du noch, Pappa, einmal, da fahrten . . . fuhrten wir auch in Schiff, weiß noch?"

„Na natürlich, wie sollt ich denn das nicht wissen!"

„Da war so 'ne ganz, ganz große Elbe!" Sie meint die Ostsee. Meere, Ströme, Bäche

und Regentümpel faßt ſie zuſammen unter dem Namen „Elbe“.

„O, eine lekterſche Bahn (elektriſche Bahn)!“ ruft ſie bei einem neuen Bilde aus. Es ſtellt das antike Theater zu Segeſta dar. Ihr Bruder hat nämlich eine Eiſenbahn mit einem kreisförmigen Schienenweg, und die konzentriſchen Sitzreihen des Amphitheaters hält ſie für ſolche Schienen. Noch überraſchender iſt es, daß ſie bei einer Abbildung des Parthenons zu Athen ausruft:

„O Pappa, gerade wie in ßuggologiſchen Garten, nich?“

„Im zoologiſchen Garten? Warum?“

„Ja, bei den Löwe ſein Bauer, weiß noch?“

Heiliger Parthenon! Deine erhabenen Säulen hält ſie für die Gitterſtäbe eines Löwenkäfigs. Für die Antike iſt ſie noch nicht reif. Gehen wir zu anderem über. Da iſt ein Blatt mit wunderſchön gemalten Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren ꝛc. ꝛc.

„Pappa, das ſind doch keine wirklichen Stachelbeeren, nich? Das ſind doch bloß ausſpaßige, nich?“

„Ja, das ſind bloß ausſpaßige.“

„Junge, ich möcht', das wär'n wirkliche!“ Dies Zeichen, wie man ſieht, wirkt anders auf ſie ein. Auch auf einer Tafel mit Tierbildern weiß ſie gut Beſcheid.

Digitized by Google

„O, ein Löwe! — ein Affe! — ein Bär! — Pappa, was is das?“

„Ein Rhinoceros.“ — Ich beſchließe, mir einen Extragenuß zu verſchaffen und frage: „Wie heißt das Tier?“

„Ein Cirocenos!“

„Richtig!“ Iſt das nicht ein Ohrenſchmaus? Als ſie zwei Jahre alt war, ſagte ſie ſtatt „Elefant“ — „Hameninth.“ Ihr ſchlummerndes Ohr hatte nur den Rhythmus bewahrt, hatte nur behalten, daß der Elefant ein anapäſtiſches Tier iſt — das übrige machte ſie ſelbſt, wie es einem braven Poetenkinde ziemt.

„O, der böſe Wolf!“ ruft ſie plötzlich. „Will er jetz nach die Großmutter?“

„Ich weiß nicht. Ich glaub's wohl.“

„Du böſer Wolf,“ ruft ſie und prügelt mit ihrem Händchen den Räuber in effigie gehörig durch, „du ſollſt nich das ſüße Rotkäpſchen auffreſſen!“

Bei einer Abbildung der deutſchen Reichskleinodien zeigt ſie auf die Krone und fragt: „Was is das?“

„Das iſt die Krone, die trägt der Kaiſer auf dem Kopf.“

„M!“

„Sieh nur, da ſind eine Menge Edelſteine darin.“

„M! — Die bekommen die Kinder, nich?“

Digitized by Google

„Die Kinder?“

„Ja, du weißt doch: der Vater ſoll ihnen doch Edelſteine mitbringen!“

„Der Vater? Welcher Vater?“

„Der Vater!! — Die Kinder ſind doch ſo ungeſchämt un woll'n Edelſteine haben; aber Aſchenputtel wollte bloß 'n „Zweig von ihrer Mutter Grab“ haben!“

„Aaah — Aſchenputtel! Jawohl! Verzeihung, Prinzeſſin Appelſchnut; ich vergaß, daß Sie im Märchenlande wohnen.“

Die Menſchen teilt Appelſchnut mit feinem Inſtinkt in „Menſchen“ und „Kinder“ ein. Die „Menſchen“ zerfallen wiederum in „Frauen“ und „Onkel“.

„Wie heiß der Onkel?“

„Das iſt Onkel Beethoven.“

„Un der Onkel?“

„Onkel Walderſee.“

„Un der Onkel?“

„Onkel —“ ja ... darf man den Mann eigentlich Onkel nennen? ... Sei's drum: Die Sonne dieſer Kinderſtunde ſoll ſcheinen über Gerechte und Ungerechte; alſo los denn: „Onkel Caracalla.“

Nachdem ſie bei einer belvederiſchen Apollobüſte bezeichnender Weiſe gefragt hat: „Wie heiß die Frau?“ wird ihre Aufmerkſamkeit durch einen Raben abgelenkt, der draußen

Digitized by Google

mit lautem Schrei durch die winterſtille Luft fliegt.

„Der Rabe rabt!“ ſpricht ſie mit andächtigem Blick.

So hör ich aus ihrem Mündchen einen Gruß aus dem Kindheitsalter der Menſchheit, da die Sprache geboren ward, und fühle vor ihren roſigen Lippen voll Andacht den lautloſen Atem der Jahrtauſende.

Sie blickt noch immer nach draußen und ſagt plötzlich:

„In der Quickbornſtraße war es viel ſchöner als hier.“

In der Quickbornſtraße wohnten wir ehemals.

„Warum?“ frage ich.

„Da war ſo'n ſchönes Gitter.“

Ein ſchönes Gartengitter hat ſie damals glücklich gemacht; und keine Seele hat es geahnt. Um dieſes Gitter haben ſich unbekannte Träume gerankt, frühe, frühe Blumen eines Kinderherzens, die ihre Köpfchen bis zu den goldenen Spitzen des Gitters hoben und hinüberſchauten. Hinter dieſem Gitter hat vielleicht das Paradies gelegen, das ſie nicht wiederfinden wird, wenn ſie einmal an die alte Stätte kommt, das ſie ſuchen wird ihr Leben lang wie wir andern alle.

„Jetz is doch Winter nich?“ fragt ſie.

Digitized by Google

„Ja, jetzt ist Winter."

„Nach Winter kommt Frühling," erklärt sie mit weisem Gesicht. „Pappa, wann kommt eigenlich Frühling?

„Bald."

„Morgen?"

„Nein, morgen noch nicht."

„Wann denn?"

„Nach sieben Wochen."

„Is jetz sieben Wochen?"

„Nein, jetzt muß erst Sonntag werden, und dann nochmal Sonntag, und dann nochmal, und dann nochmal, und dann nochmal, und dann nochmal, und dann nochmal, und dann ist Frühling!"

„O ja!" Sie freut sich, als wenn sie ihn schon in der Hand hätte. Und auf dem Boden liegend, die Wangen in die Hände gedrückt, beginnt sie eine aus Reminiszenz und eigener Dichtung gemischte Litanei zu singen:

„Jetz kommt der schöne Frühling,
Dann scheint die liebe Sonne so schön,
Und dann singen die Vögelchenlein,
Und dann spiel'n wir wieder in Garten,
Und dann giebt Rudi mir wieder seine Schaufel,
Und dann graben wir wieder in Garten . . ."

Es ist ein Kinderlied nach unendlicher Melodie, die aber jäh abgerissen wird durch

Digitized by Google

die Sensationsnachricht, daß der Tisch gedeckt sei.

„Aah — mein gnädiges Fräulein, darf ich die Ehre haben?“ Ich reiche ihr herablassend den Arm, sie hakt ein und hüpft an meiner Seite zu Tisch wie der Hase in den Kohl.

Als die Suppe auf den Tisch kommt, ruft sie mit leuchtenden Augen: „Ei, Kerbelsuppe, das is mein Liebstes!“ Es ist ein Glück, daß sie diese Erklärung ungefähr bei jeder Speise abgiebt. Selten nur erklärt sie beim Anblick einer Speise, daß sie „solche Leibschmerzen“ habe. Wenn meine Frau ihr dann die Speise fortnimmt und sagt: „Dann kannst du ja heute auch kein Obst essen,“ so versichert sie strahlenden Angesichts: „Jaaa, Mamma, für Obs hab ich kein Leibweh!“

Daß man ihre kleinen Schwindeleien nicht durchschaue, diese naive Meinung, die uns an den Erwachsenen so sehr entzückt, findet man oft schon bei den Kleinen.

Als gebratene Fische auf den Tisch kommen, ruft sie: „Ei, gebrat'ne Schiffe! Mein Liebstes!“

Die beiden Wassertiere „Fisch“ und „Schiff“ kann sie durchaus nicht auseinanderhalten, und es ist eines der anmutigsten Schauspiele, zu sehen, wie ihre Lippen und ihr Züng-

lein ſich bei dieſen Worten in Zweifelsqualen wälzen.

Ich erläutere ihr nochmals mit logiſcher Diſtinktion die beiden Dinge und denke dabei: Wer doch ſo ein aufhorchendes Kinderauge beſchreiben könnte! Was müßte das für ein Dichter ſein, der den Blick eines Kindes ſingen könnte! Nach Beendigung meines Vortrages frage ich ſie:

„Alſo was liegt auf deinem Teller?“

„Ein Schfffff—ſchiff!!!“

„Und was fährt auf dem Waſſer?“

„Ein Schſchf—fiſch!!“

Das wollt ich nur hören.

Sie bittet inſtändigſt, ihr die Fiſche mit den Gräten zu geben, wie ſie auch Kirſchen, Pflaumen u. dergl. mit den Steinen erbittet. Meine Frau läßt denn auch ein paar rieſengroße Gräten in dem Fiſch, die Appelſchnut nach beendeter Mahlzeit mit großem Stolze vorzeigt. Ein Gefühl, das ich durchaus verſtehe. Wenn man drei Jahre alt iſt, will man ſchließlich nicht mehr bevormundet ſein wie ein kleines Kind. Bei welcher Gelegenheit man mit der Selbſtändigkeit anfängt, iſt einerlei; aber anfangen muß man mit ihr, das liegt ſo im Weſen der Selbſtändigkeit.

Mittlerweile hat die hohe Mittagsſonne den Schnee draußen an manchen Stellen weg-

Digitized by Google

geleckt, und als ich zufällig hinausblicke, sitzt auf dem Fensterſims ein verfrühter Schmetterling in bang-erwartungsvoller Stille. Ich ſage nichts, ſondern nehme nur Appelſchnut auf den Arm, trage ſie ans Fenſter und zeige ihr ſchweigend das ſtille Wunder. Im nächſten Augenblick wäre ſie mir faſt aus dem Arm geſchnellt wie ein ſpringlebendiger Karpfen.

„Ein Schmeckerling, ein Schmeckerling! Mamma, Mamma, ein Schmeckerling! Trude, Rasmus, Hertha, ein Schmeckerling, ein Schmeckerling!“

Die ganze Familie verſammelt ſich am Fenſter.

„Der is doch wirklich, nich? Das is doch ein garkein ausſpaßiger, nich Pappa?“

„Nein, das iſt ein wirklicher, lebendiger Schmetterling.“

„Ja, ein gebendiger Schmeckerling! Irene, ein gebendiger Schmeckerling!“ Ich habe die größte Mühe, ſie zu halten; ihr ganzes Körperchen iſt Zittern und Jauchzen.

Das iſt die erſte Freude an den Dingen! Sie hat im Bilde und in der Natur ſchon Schmetterlinge geſehen; aber die ſind verblichen und vergangen wie tauſend andere Eintagsfalter aus dem Frühſommer der Kinderſeele. Heut erſt erfolgt die formelle Vorſtellung zwiſchen Schmetterling und Appelſchnut. Das

Digitized by Google

iſt Freude! Das iſt die Freude an den Dingen, die noch nicht fragt, was ſind uns die Dinge und was ſind wir den Dingen — die in jeder Blume ein entdecktes Land ſieht und in jedem Steinchen ein perſönliches Geſchenk.

„Bitte bitte, ſüßer Pappa, laß den Schmeckerling mal reinkommen!“ fleht die Kleine.

Vaterſchaft verpflichtet. Ich mache mich alſo mit großer Vorſicht daran, den „Frühling“ ins Zimmer zu ſchaffen, ohne daß ich ſeine Flügel berühre, und es gelingt. Jetzt ſitzt er auf dem Tiſch unter dem Kreuzfeuer von ſieben Augenpaaren.

„Hertha, du muß nich ſo laut ſprechen,“ flüſtert Appelſchnut, „das mag er nich hören“.

Und jede leiſe Regung ſeiner Fühler und Schwingen wird mit unterdrücktem Jubel begrüßt. Dann aber geſchieht etwas Großes, etwas unerhört Großes. Der Falter hebt ſich auf und ſetzt ſich auf Roswithas Arm.

Nun ſitzt ſie da, ein erſtarrtes Freudebeben. Sie rührt keine Muskel, nur ihre weit offenen Augen gehen behutſam von einem zum andern. Ihr Glück hat auf ihrem Geſichtchen nicht Platz und ſtrahlt weit darüber hinaus wie ein Glorienſchein.

„Er mag mich leiden,“ ſpricht ſie mit ſeligem Stolz.

— — — — — — — — — — —

Der Schmetterling hat — nach Art der Schmetterlinge — die Dame seiner Wahl verlassen und ist weit fortgeflogen, bis hoch oben auf das Gardinenbrett. Er macht keine Miene, von dort zurückzukehren, und so erkalten allmählich auch Appelschnuts Gefühle.

Da aus der Gewohnheit sich das Recht bildet, so hat Appelschnut das Recht erworben, mich nach dem Essen schlafen zu legen. Sie bekommt bei dieser Gelegenheit nicht selten ein Stück von der Schokolade, die in einer Düte auf meinem Schreibtisch liegt. Das Schlafengehen geht so vor sich: ich muß mich vor die Chaiselongue stellen; Appelschnut giebt mir einen Stoß, dann muß ich lang aufs Ruhebett fallen und eine Minute lang schrecklich mit den Beinen strampeln. Ich muß heut eine besonders geniale Strampel-Intuition gehabt haben; denn die ganze kleine Roswitha explodiert in ein wahrhaft beseligendes Gelächter. Und wieder hab ich es ganz genau beobachtet, daß solch ein Kinderlachen unmittelbar aus dem Herzen hervorbricht. Das Herz springt auf mit einem Knall wie eine Knospe und schüttet siebentausend flügelschlagende Engel aus.

Inzwischen befinden wir uns bereits bei Nr. 2 des Programms: Appelschnut ist zu Pferde gestiegen. Das Pferd bin ich. Die Aufgabe besteht nun darin, die Litteratur der

Digitized by Google

Reiterlieder zu durchhopſen, z. B. „Hoppe hoppe Reiter“ und „Hopp hopp hopp Reiterlein“ ꝛc. ꝛc., eine väterliche Leiſtung, die nur derjenige würdigen kann, der weiß, was Embonpoint heißt. Dabei giebt es Litteraturwerke, die mindeſtens ſechsmal wiederholt werden müſſen, z. B.:

Zuck zuck zuck noh Möhlen,
Roswitha ſitt op't Föhlen,
Trudel op de bunte Koh
Un Rasmus op'n Swanz bitoo.
Rid wi all noh Möhlen.
„Goden Dag, Froo Möllerin,
Wo ſett wi unſen Sack denn hin?“
„Buten op de Trepp,
Mang all de bunten Säck'.
Morgen geiht de Möhl;
Denn geiht ſe: Rumpumpel rumpumpel
rumpumpel rumpumpel.“
(in infinitum.)

Plötzlich hält ſie im Reiten inne, macht ein tief nachdenkliches Geſicht und fragt: „Pappa, wie heiß noch man das Lied von den Schwalben?“

Sie meint Chamiſſos Schwalbengedicht:

„Mutter, Mutter, unſre Schwalben,
Sieh doch, liebe Mutter, ſieh:
Junge haben ſie bekommen,
Und die Alten füttern ſie.“

Sie giebt nicht eher Ruhe, bis ich ihr das ganze Gedicht vorſpreche. Und während

Digitized by Google

ich spreche, muß ich denken: Wer doch den Blick eines Kinderauges beschreiben könnte, diese ruhig strahlende Blume, die ahnungslos unter den überhangenden Felsen des Schicksals blüht. Denselben Blick sah ich einmal, als ich an einem trüben Ostertage durch die traurigen Straßen einer Vorstadt schlenderte. Ein kleiner Knabe ergriff mich beim Rock und sagte:

„Du, kuck mal, ich hab'n neue Mütze gekriegt!"

Er mußte sein Glück hinaussprechen, und er vertraute es mir, dem völlig fremden Manne an. Aus einem schmutzigen Gesichtchen lachten mich zwei große Glaubenssterne an. Und der Ostertag wurde licht und schön.

Wenn man nur ein einziges Mal so reden oder schreiben könnte, daß die Worte mit solchen Augen die Menschen ansähen . . . Dann könnte man sich doch ruhig hinlegen und sterben. — — — — — — — — — —

Als ich das Schwalbengedicht zu Ende gesprochen habe, atmet sie tief auf und sagt:

„Das is zu hübsch! Das lern' ich mir, un denn zieh ich einfach mein Mantel an un geh in die Schule."

Kinder in diesem Alter haben bekanntlich ein kaum zu zügelndes Verlangen nach der Schule — sozusagen ein mathematischer Beweis für die Naivetät dieser kleinen Wesen.

Digitized by Google

Dabei hat sie offenbar die Vorstellung, daß man in die Schule gehe, um daselbst zu Hause Gelerntes abzulagern. Sollte das Kind eine Ahnung von unseren Gymnasien haben?

Die Gedanken, welche Appelschnut in dieser Unterhaltung produziert, muß man sich übrigens wohluntermischt denken mit Schokoladegedanken. Betteln darf sie natürlich nicht; aber von Zeit zu Zeit schleicht ein tiefernster Schokoladeblick nach dem Schreibtisch, und dann betrachtet sie mich mit einem Blick, welcher konstatiert: Er merkt noch immer nichts.

Da wir bei der Schule waren, so kommt sie auf den Gedanken, ihre wissenschaftlichen Kenntnisse auszukramen.

„Soll ich mal ßählen?"

„Ja, zähl mal!"

Sie zählt; bei „zwei" und „zwölf" und „zwanzig" aber macht sie jedesmal ein verschmitzt triumphierendes Gesicht, als wollte sie sagen: Was sagst du dazu?!! Früher sagte sie nämlich „ßei" und „ßölf"; aber jetzt sagt sie ganz richtig „ßwei" und „ßwölf". Natürlich wälze ich mich vor Bewunderung; als sie aber gar vollkommen richtig „ßweiunßwanzig" sagt, drohe ich zu vergehen. Wie nun aber die jungen Künstler gewöhnlich sind — sie wollen den Gipfel übergipfeln; Appelschnut denkt: Ich muß ihm noch mehr bieten, und

Digitized by Google

mit einem Triumph, der schon an Größenwahn grenzt, fährt sie fort: „Dreiunßwanzig — vierunßwanzig —“

„Siehst du, Appelschnut: das war gefehlt. 23 ist keine Kunst mehr; 24 noch weniger. 22 war das Höchste.

Als der Erfolg ausbleibt, erklärt sie mit dem bekannten Primadonnengesicht: „Ich mag nich mehr ßähl'n.“

„Warum nicht?“

„Das is so wangleilig.“

Folgt eine längere Pause mit einem längeren Blick nach dem Schreibtisch.

Still war es, und mein Ohr hing an Roswithens Munde, die also anhub vom erhabnen Pfühl:

„Pappa, wo wächst eignlich Schokolade?“

„Schokolade wächst garnicht, die wird gemacht.“

„M!“

„Aus so kleinen schwarzen Bohnen, und die wachsen auf einem Baum.“

„M! — In Hamburg, nich?“

„Nein, ganz weit weg, in Ländern, wo es viel wärmer ist als bei uns.“

„M!“

Wieder Schweigen. Aber mein Mannesherz schmilzt, und ich frage:

„Magst du denn gern Schokolade?“

Digitized by Google

Das war das befreiende Wort.

„Natürlich!!“ ruft sie und illuminiert sofort aus beiden Augen, und auf der strahlenden Stirn steht: „Endlich!“

„Na, dann steig mal vom Pferde und hol die Tüte!“

Es war gethan fast, eh gedacht.

Einen großen Teil dieser Schokolade hat Appelschnut mir gelegentlich geschenkt. Sie kommt oft zu mir herein, wenn ich mitten in der Arbeit bin, um mir ein Stück Schokolade oder ein Bildchen oder eine Puppe, oder ein in ihren warmen Händchen längst verwelktes Gänseblümchen zu schenken, und alles muß ich unweigerlich annehmen. Nach dem Gesetze des Stoffkreislaufes kehrt also diese Schokolade jetzt an ihren Ursprungsort zurück.

„Die bewahr ich mir bis Sonntag auf!“ ruft Appelschnut.

Diesen „Sonntag“, verehrtes Fräulein, hoff ich ganz bestimmt zu erleben. Dieser „Sonntag“ wird nach 5 Minuten angebrochen, nach 8 Minuten zur Hälfte und nach 10 Minuten ganz vergangen sein.

Und als sie ihr Naschwerk empfangen hat, giebt sie mir eilig einen Kuß, sagt „Schlaf wohl“ und springt davon. Und das — habe ich immer gefunden — unterscheidet die Kinder

von den Erwachsenen. Wenn die ihre Schokolade erreicht haben, bleiben sie immer noch etwas sitzen und reden von Richard Wagner oder von Afghanistan.

Hier folgt nun des Vaters Mittagsschlaf, den der geneigte Leser hoffentlich als einen wohlverdienten anerkennen wird. — — — —

— — — — — — — — — — — — —

* * *

Vom Baum der Träume fiel mir eine weiche, köstliche Kirsche gerade auf den Mund, und als ich erwachte, war es Appelschnuts Mäulchen, das mich wachküßte.

„Pappa —! Aufwecken —! Kaffee trinken —!" ruft sie in einer Art Nachtwächterton.

„Ich bin aber noch so müüde! Laß mich doch noch 'n bißchen schlaaafen!"

„Nein, mein Liebling, jetz muß du aufstehn, nich? Bis auch mein Engel!"

Sie sagt das mit einer mütterlichen Milde und Zärtlichkeit, daß ich mir wie ein Wickelkind vorkomme.

„Ich kann aber nicht allein hochkommen; du mußt mir helfen!" Sie faßt mich bei den Händen und zieht aus Leibeskräften, und als ich stehe, ist sie fest wie ein Heildiener davon

Digitized by Google

überzeugt, daß sie an meinem Aufkommen schuld sei. Als ich dann kaum einen Schluck Kaffee zu mir genommen habe, erinnert Appelschnut mit ernstem Pflichtgefühl daran, daß wir jetzt „arbeiten müssen". Da ich beim Arbeiten oft mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf- und abzugehen pflege, so legt sie die Hände auf den Rücken und wandert gesenkten Hauptes auf und ab, mit einem Gesicht, als grübe sie nach der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Ich muß natürlich das Gleiche thun, und dabei begegnen sich einmal unsere Blicke, und dabei muß es um meinen Mund herum irgendwo unwillkürlich gelacht haben.

„Ach Vaaater!!" ruft sie beleidigt.

„Entschuldigen Sie, Herr Schopenhauer, entschuldigen Sie!" Wir „arbeiten" weiter.

„Nu muß ich auch schreiben, Pappa."

„Natürlich, warum solltest du nicht schreiben?"

Ich muß ihr meinen Armstuhl an den Schreibtisch rücken, sie darauf setzen und ihr Papier und Bleistift geben. Sie macht zunächst eine lange Reihe von n-Strichen; dann fällt ihr ein, daß es auch lange Buchstaben giebt, solche, die nach oben, und solche, die nach unten gehen; sie macht also mit dem Bleistift einige kühne Abstecher nach oben und

Digitized by Google

unten, und ſchließlich bringt ſie ſogar etwas wie eine h-Schleife an.

„Pappa, les mal, was da ſteht!“

„Das kann ich nicht leſen, das iſt zu ſchwer.“

„Da ſteht: Mama is eine ſüße Deern.“

„Richtig, das ſteht da.“

„Was ſoll ich nu mal ſchreiben?“

„Nun ſchreib mal: Appelſchnut iſt auch eine ſüße Dirne.“

„O ja.“

Mit derſelben Leichtigkeit ſchreibt ſie auch dieſen Satz. Dann malt ſie mancherlei wurmartige Gebilde, von denen ſie mit großer Unbefangenheit behauptet, das ſei ein Ofen, und das ſei ein Pferd und das ſei ich. Dann will ſie leſen.

„Aber in Lexikomm!“ ruft ſie.

Ich hole einen Band „Meyer“ herbei und ſchlage ihn auf bei dem Artikel „Salpeterſäureanhydrid.“

Sie wirft ſich mit dem ganzen Oberkörper auf die Lektüre, und mit dem lächerlich kleinen Zeigefinger die Zeilen gewiſſenhaft verfolgend, lieſt ſie:

„Eia popeia, was raſchelt in Stroh,
Das ſind die kleinen Gänſelein, die haben kein' Schuh'.

Digitized by Google

Schuſter hat Leder, kein Leiſter dazu,
Darum kann er auch den Gänſelein keine Schuh'
machen."

Und ſo lieſt ſie noch gar manche Sachen aus dem „Meyer", die noch kein Menſch darin gefunden hat. Als ſie auf das Lied: „Ringel Rangel Roſen" ſtößt, rutſcht ſie vom Stuhl und hat mich im ſelben Augenblick bei der Hand.

„Das woll'n wir mal ſpiel'n!!"

Wir zwei ſpielen alſo Ringelreih'n:

„Ringel Rangel Roſen,
Schöne Apfrikoſen,
Veilchen un Vergiß man nich,
Alle Kinder ſetzen ſich"

und viele andere ſchöne Sachen, ſo viele, daß ich vollauf befriedigt bin.

„Tanz, Püppchen, tanz!
Deine Schühchen ſind noch ganz;
Tanzt du ſie entzweie,
Kauft der Vater neue."

O du ahnungsloſes, grenzenloſes Kindervertrauen in die Zahlungsfähigkeit des Vaters! O Kinderſchuhe, ihr laufenden Ausgaben! Und doch würde ich Kinderſchuhe über Kinderſchuhe kaufen, wenn ich mir damit einen Ruhm erwerben könnte wie Buko von Halberſtadt. Der war im grauen Mittelalter ein mächtiger Biſchof, beſiegte die Slaven, machte Päpſte und

Digitized by Google

Könige und ſetzte Könige ab; aber wenn er mal ein Menſch ſein wollte, dann ſpielte er mit den Kindern, ſchenkte ihnen Naſchwerk und dachte tief innen, ich meine: ſo ganz, ganz im Innerſten ſeines ſtreitbaren Herzens ſicherlich wie alle großmächtigen Herren: „Dies iſt das Geſcheitere.“ Von dem Slavenüberwinder und Königmacher, der den armen Kaiſer Heinrich bedrängte, wiſſen nur ein paar abſonderliche Leute, die Geſchichte lernen und behalten; von dem Kinderfreund aber ſingen nach achthundert und noch mehr Jahren zur Abendſtunde die Mütter in Kathen und Hütten:

„Buko von Halberſtadt
Bringt all de lütten Kinner wat.
Wat ſall he unſ' denn bringen?
Schoh mit goll'ne Ringen,
Denn wüllt wi danzen un ſpringen.“

Auf „ſpringen“ reimt ſich „ſingen“, und indem ich (endlich!) in meinem Stuhle ſitze und Appelſchnut (vorläufig!) auf meinem Schoße ſitzt, ſingen wir (oft ſehr zweiſtimmig) alles, was in ihrem kleinen Herzen an Liedern wächſt. Da heben denn auch jene Lieder ihre Augen auf, die den Hauch der Weihnacht von Winter zu Winter tragen.

„O Pappa, weiß du was?“

„Na?“

„Ich will mal „O Tannenbaum“ ſingen!“

Digitized by Google

„O ja, das thu mal!“ Und sie singt:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie kosten deine Blätter — —“

Ich sehe, geneigter Leser, wie diese Version Sie stutzen macht. Gestatten Sie, daß ich Sie durch ein kleines Labyrinth zur Klarheit führe. Die richtige Lesart lautet bekanntlich:

„Wie treu sind deine Blätter.“

Der Begriff der Treue war aber Roswithen fremd. Sie verstand die Zeile dahin: „Wie teuer sind deine Blätter?“ und da sie von dieser Zeile nicht den Wortlaut, wohl aber den Sinn behielt, so singt sie jetzt standhaft: „Wie kosten deine Blätter?“

Zu solchen Aufschlüssen zu gelangen, ist natürlich nur der exakten, sorgsam beobachtenden Appelschnut-Philologie beschieden. Ich wette, meine Damen und Herren, Sie ahnen nicht, warum Appelschnut ein Goldstück, das ich ihr zeigte, auf meine Frage, was das sei, als „Silberpapiergeld“ bezeichnete. Wollte das Kind einen Währungswitz machen? O nein! Der Appelschnutforscher löst diese Frage mit spielender Leichtigkeit. Schokolade ist häufig in Stanniol eingewickelt, nicht wahr? Dieses Stanniol nennen die Kinder „Silberpapier.“ Appelschnut hat nun offenbar von allen metallisch glänzenden Gegenständen die Vorstel-

Digitized by Google

lung, daß sie mit „Silberpapier“ überzogen seien. Und so nannte sie das Goldstück „Silberpapiergeld“.

Was also wie ein Währungswitz aussah, ist etwas unvergleichlich Schöneres: ein Abirren zweier Kinderbeinchen vom Waldwege ins Dickicht und ein plötzliches Wiederhervorschauen zweier einfaltstillen Augen aus Blatt- und Zweiggewirr, ein Versteckspiel, wie es müdeste Herzen erquicken kann.

Inzwischen haben die Mädchen ihre Schularbeiten beendigt, nur der Junge muß noch übersetzen, daß der Reiteroberst Quintus Fabius mit den Samnitern kämpfte, obgleich Papirius Kursor verboten hatte, daß eine Schlacht geliefert würde — was der Knabe im Interesse seiner menschlichen Bildung natürlich mit vielen Freuden thut. Und dann ist die Abend- und Märchenstunde da; alles versammelt sich um den Tisch, und meine Frau erzählt eine „Geschichte“, heute zum soundsovielten Male mit immer gleichem Erfolge „Rotkäppchen“.

Alle Kinder, auch die größten, sind mit den Ohren dabei; nur Appelschnut hört mit Ohren, Augen, Mund und Nase — was sage ich: sie hört mit dem ganzen Körper und mit der ganzen Seele zu. Meine Frau erzählt:

„... Und einmal schenkte ihr die Großmutter ein rotes Käppchen, und weil das

kleine Mädchen so hübsch damit aussah, nannten es die Leute nur noch das „Rotkäppchen". Da sagte einmal die Mutter: „Komm, Rotkäppchen, hier ist Wein und Kuchen —"

„O ja!" stößt Appelschnut hervor.

„— — bring's der Großmutter hinaus; sie ist krank und schwach und soll sich daran pflegen. Sei aber auch ja hübsch artig —"

„Jaa!!" beteuert Appelschnut voll Andacht.

„Lauf auch nicht vom Weg ab —"

„Nein!" versichert Appelschnut gehorsam. Sie ist immer mitten in der Sache, und als meine Frau auf die Frage des Wolfes „Wo wohnt denn deine Großmutter?" das Rotkäppchen erwidern läßt: „Eine Viertelstunde von hier, unter den drei großen Bäumen —" da unterbricht Appelschnut:

„So heiß das garnich; das heiß: „unter den drei großen Eichbäumen"!"

Und als die Erzählung zu Ende ist, da ist die Produktivität Roswithens so auf den Gipfel gebracht, daß sie herausplatzt:

„Nu will ich auch mal 'n Geschichte gezähl'n!"

„Hallo, Appelschnut will 'ne Geschichte gezähl'n! Man zu, Appelschnut, man zu!"

Digitized by Google

Es wird so still, daß man unsere Winterfliege würde atmen hören, wenn sie nicht in diesem Augenblick den Atem anhielte. Ich blicke zufällig zum Kanarienvogel hinauf: er neigt das Ohr und richtet sein kleines schwarzes Auge fest auf Appelschnut.

Und Appelschnut erzählt:

„Ein Jäger gingte still in den Wald. Und da verlierte .... verlorte er sein Schossgewehr. Und da freuten sich all die Tiere, daß er sie nu nich mehr totschossen konnte."

Dies also ist die Historia vom verlornen Schossgewehr von Roswitha der Jüngeren. Sie hat allen, die sie hörten, das Herz erwärmt und ungeheuren Jubel erregt; aber ich halte es wohl für möglich, daß sie der Kritik Gelegenheit zu den scharfsinnigsten Übungen gäbe. Schon daß die Dichterin zwischen den Formen „verlierte" und „verlorte" schwankt (letztere Form ist die richtige), beweist wieder einmal, daß wir gegenwärtig nur einen deutschen Dichter haben: Ibsen. Immerhin ist es merkwürdig, zu beobachten, daß das deutsche Herz mit drei Jahren zu dichten beginnt. Appelschnuts Produktivität zeigt sich auch in der Art, wie sie gehörte Geschichten wiedergiebt. Auf allseitiges Verlangen muß Appelschnut die Geschichte von „Hänsel und Grethel" erzählen. Hänsel und Grethel spazieren

in folgender Geſtalt aus ihrem Köpfchen hervor:

„Alſo es war einmal ein armer Holzhacker, der hießte Pappa, un ſeine Frau hießte Mutter. Und ſie hatten ßwei Kinder, die hießten Hänſel un Grethel. Na und als es abends war, ſagte die Mutter: „Wir wollen Hänſel un Grethel in Wald ſchicken.“ Und das thun ſie auch. Und da kamten ſie an ein Hexenhaus, das war ganz voll Zucker, un voll Kuchen, un voll Schokolade, un voll Mazipan, un voll Cakes, un voll Bonbons un noch viel mehr. Da brachen ſie ein Stück ab, da rieſte die Hexe: „Wer knappert an mein Häuschen?“ „Der Wind, der Wind, das himmliſche Kind.“ Da kam ſie raus und ſagte: „Kommt nur herein, liebe Kinder, ihr ſollt Reis mit Zucker un Kaneel haben.“ Un da wollte ſie Hänſel un Grethel in Ofen ſtecken, aber da ließen ſie es lieber ſein un ſteckten die Hexe in Ofen. Aber die Hexe mögte auch nich in den Ofen ſein, und da ſchrie ſie — oha, was ſchrie ſie! Gans doll! „Ich will es auch nich wieder thun, ich will es auch nich wieder thun!“ Da ließen ſie ſie wieder raus. Un da gingten ſie fröhlich wieder zu ihr Eltern. Un da gingten ſie alle in den Wald, un da eßten ſie das ganze Kuchenhaus auf.“

Digitized by Google

An dieser schöpferischen Reproduktion ist dreierlei bemerkenswert:

1) das echt epische Verweilen bei dem Baumaterial des Hexenhauses,
2) die humane Abneigung gegen Hexenverbrennung, ein durch und durch unmoderner Zug,
3) in schroffem Gegensatz zu diesem moralischen Idealismus die kühn materialistische Nutzanwendung des Kuchenhauses.

Der gesunde Sinn der Dichterin sagte sich mit Recht: Wozu soll dieses wunderschöne Haus ungegessen im Walde stehen? Allen früheren Dichtern des Märchens ist dieses wichtige Moment entgangen, und so blieb es Appelschnut vorbehalten, den Stoff erst vollends zu bewältigen.

Allgemach hat die Mutter das Appelschnütchen auf den Schoß gezogen und ihr Kleiderknöpfchen und Schuhbändchen gelöst. Der kluge Leser erwartet jetzt den üblichen thränenreichen Widerstand gegen das Zubettegehen. Der kluge Leser irrt sich. Erstens weiß Appelschnut genau, daß dergleichen Bemühungen nutzlos sind. Zweitens ruht ihre ganze Weltanschauung auf der Grundlage: „Morgen ist es ebenso schön, und so leben wir alle Tage.“ Und drittens erwachte sie eines Abends spät und rief nach ihrer ältesten

Digitized by Google

Schweſter, die den Poſten einer Vice-Mutter bekleidet. Aufrecht im Bette ſitzend, mit weit geöffneten Augen ſprach Appelſchnut zu ihrer Schweſter:

„Trudel, fühl mal nach, ob meine Ohr'n noch da ſind!“

Trudel fühlte nach und ſtellte feſt, daß beide Ohren noch da ſeien. Und Appelſchnut warf ſich befriedigt ins Kiſſen zurück, ſteckte den Daumen in den Mund und entſchlief ſofort.

Ihr Traum iſt Leben und ihr Leben Traum — warum ſollte ſolch ein Geſchöpfchen, das noch zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt und die Wirklichkeit nur erſt mit dem Saum ſeines Kleidchens berührt, warum ſollt' es die Welt einteilen in Schlaf und Wachen?

Während des Auskleidens nehmen ihre Augen ſchon den Ausdruck aus jener anderen, verſchwiegeneren Welt des Traumes an . . .

Augen ſind wie Weſen mit eigenem Leben, ſind beſeelte, bewußte Weſen im Menſchen. O vieles könnten ſie berichten vom tiefen Seelengrund, wenn ihnen ein neidiſcher Gott nicht die Worte verſagt hätte. Und iſt es nicht immer, als ob Kinderaugen mit Worten reden wollten? Unſere Augen werden müder, je älter ſie werden, und geben endlich den Verſuch zu reden auf.

Digitized by Google

„Mamma," ruft Appelschnut plötzlich, „die Diebe sind doch ganz dunkel, nich?"

„Warum meinst du das?"

„Ach — ich meine — die sind doch ganz dunkel, nich??"

„Nein, die Diebe sehen gerade so aus wie andere Menschen."

Die Diebe spielen nämlich in Appelschnuts Phantasie eine Rolle seit einer dunklen Nacht, in der ein dunkler Ehrenmann ihr Kaninchen stahl. Sie hatte sich so sehr ein lebendiges Tier gewünscht; erst wollte sie mit einem richtigen Pferd spielen, dann mit einer Ziege, und so wurde das Pferd immer kleiner, bis es ein entzückend weißes Kaninchen war. Appelschnut küßte und drückte es mit einer Liebe, die für ein Pferd genügt hätte, und brachte ihm so viel Zärtlichkeit entgegen, daß es selbst dem Karnickelchen zu viel wurde; es sprang ihm mit einem jähen Entschluß vom Arm; Appelschnut fiel ins Gras, und das Nickelchen sprang über ihre Nase hinweg. Appelschnut war ihm anderthalb Minuten lang wirklich böse; dann verzieh sie ihm, und so sprangen die beiden zwei Tage lang durch den Sonnenschein. Am Morgen des dritten aber war das Ställchen leer, und Appelschnut hörte, daß ein Dieb das Nickelchen weggenommen habe. Es zuckte bedenklich um

Digitized by Google

Appelschnuts Mäulchen — da sah sie im Sande ihre kleine Gießkanne liegen.

„O Mamma," rief sie begeistert, „sieh mal: der süße Dieb hat meine Gießkanne nich weggenommen!" — —

Unter den Seligpreisungen der Bergpredigt fehlt die eine: „Selig sind, die dankbaren Herzens sind. Schon unter Menschen werden sie glücklich sein."

APPELSCHNVT VND DIE PHILOSOPHIE

Denkt euch einen wunderbaren Sommertag und einen Garten, der mit seinem grünen Rasen, seinen Obstbäumen, seinen turmhohen Kastanien, Akazien und Ulmen in einem Meer von Sonne

Digitized by Google

treibt und dem es vollkommen gleichgültig zu sein scheint, zu welchen Ufern ihn die träumende Flut des Lebens trägt.... Denkt euch in diesem Garten eine Laube und in der Laube einen närrischen Menschen, der diesem Treiben widerstehen will und sich verankert hat an schweren, dickleibigen Büchern und an einem Tintenfaß, das wie ein unförmlicher schwarzer Fels aus der Sonnenflut emporragt.... Und riesige Ulmen und zarte Syringen und schwebende Schmetterlinge und stille Rosen schwimmen an ihm vorüber und singen im Traume: Uns ist's gleich, wohin es geht. Sie singen natürlich sehr leise; aber er hört es wohl. Aber gottlob hat er strengen Befehl gegeben, daß ihn niemand störe, weil es ein sehr schweres und sehr wichtiges Werk ist, an das er sich festgeschmiedet hat.... Und wie er eben über Kants Schematismus der reinen Verstandesbegriffe nachdenkt, schwimmen zwei große, sonnenhelle Augen vorüber und singen: Uns ist's gleich, wohin es geht. Die Augen gehören zu einem Gesichtchen, und das Gesichtchen gehört zu einem kleinen Mädchen Namens Roswitha. Der Mann in der Laube hat ihr den Namen Appelschnut gegeben, weil ihr ganzes kinderdummes Frätzchen einmal aussah wie ein runder rotbäckiger Apfel, der weiter nichts zu thun hat, als zwischen grünen Blättern zu

Digitized by Google

schaukeln, mit der Sonne Versteck zu spielen und zu wachsen. Inzwischen ist der Apfel gewachsen und hat angefangen — was man so nennt —: zu denken; er hat sozusagen schon Gesichtszüge bekommen, und zwei emsige Augen sind unaufhörlich an der Arbeit, um Mund und Nase Aufklärung zu verbreiten. Gleichwohl hat Roswitha den Namen Appelschnut behalten, und wenn man erst hört, welcher unerhörten Dummheiten sie noch fähig ist, dann wird man das auch ganz gerechtfertigt finden. So tritt sie jetzt an den denkenden Menschen in der Laube heran und sagt:

„Pappa, wenn wir 'ne neue Wohnung kriegen, mit 'm Garten mein ich un mit 'm Birnbaum, un wenn dann welche 'runterfallen — die darf ich doch auffammeln, nich?"

Was soll nun der denkende Mensch in der Laube dazu sagen? Die Frage steht mit dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe in keinem, aber auch gar keinem Zusammenhange! Er macht denn auch ein Gesicht, das zu der Tiefe seiner Gedanken in keinem Verhältnis steht und fragt:

„Wie? Was willst du?"

Der Mund und die zwei Augen wiederholen ihre Frage, und mit finsterer Stirn versetzt der Mann:

Digitized by Google

„Ja, ja — aber du mußt mich jetzt nicht stören, hörst du?“

„Nein,“ verspricht das kleine Mädel und taucht wieder unter im Sonnenschein. Es sind reine Verstandesbirnen; aber ihr schmecken sie schon.

Kant sagt:

„In allen Subsumtionen eines Gegenstandes unter einen Begriff muß die Vorstellung des ersteren mit dem letzteren gleichartig sein, d. i. der Begriff muß dasjenige enthalten, was in dem darunter zu subsumierenden Gegenstande vorgestellt wird: denn das bedeutet eben der Ausdruck: ein Gegenstand sei unter einem Begriffe enthalten.“

Sehr wahr. Aber die Sonnenflut schwemmt wieder die beiden Augen heran, und unter den beiden Augen klingt etwas wie:

„Pappa: diese Gießkanne kann doch auch 'n Bett sein, nich?“

„Wie? was?“

„Ach, meine Puppe is jetz schon so groß, un nu kann sie doch nich mehr in der Wiege liegen, nich? un nu soll sie in Bett liegen, un nu hab ich doch kein Bett, un nu kann doch auch die Gießkanne mal 'n Bett sein, nich?“

Digitized by Google

Kann man die Vorstellung einer zerbrochenen Gießkanne unter den Begriff Bett subsumieren? Nein. Aber wer weiß, ob nicht die Gießkanne eigentlich ein Bett und das Bett eigentlich eine Gießkanne oder beide Dinge keins von beiden sind, da wir' ja das Ding an sich nicht erkennen können? Also ...

„Ja, Pappa?"

„Ja ja, die Gießkanne kann ein Bett sein! Nun sollst du mich aber nicht mehr stören!"

„Nein!" verspricht das kleine Mädel und zerfließt wieder in Sonnenschein.

„Nun sind aber reine Verstandesbegriffe, in Vergleichung mit empirischen (ja überhaupt sinnlichen) Anschauungen ganz ungleichartig und können niemals in irgend einer Anschauung angetroffen werden. Wie ist nun die Subsumtion der letzteren unter die erste, mithin die Anwendung der Kategorie auf Erscheinungen möglich, da doch niemand sagen wird: diese, z. B. die Kausalität, könne auch durch Sinne angeschauet werden und sei in der Erscheinung enthalten?"

Ich — der findige Leser wird bereits geahnt haben, daß der geheimnisvolle Fremde in der Laube kein anderer sei als ich — ich also verfolge gerade den Gedanken, daß der

Menſch die Kategorie der Kauſalität in die Erſcheinungen legt wie Appelſchnut ihr Kind in die Gießkanne — als auch ſchon da, wo das tranſcendentale Schema ſein ſollte, wieder die beiden runden Augen ſind.

„Pappa, woher kommen eigenlich die kleinen Kinder?“

Ja, das iſt auch ſo ein Fall, wo die Menſchen zwei Vorgänge durch Kauſalität verbinden, obgleich doch in den Erſcheinungen kein Begriff der Kauſalität enthalten iſt. Es ſtimmt aber immer.

„Pappa!“

„Ja ja! Das kannſt du jetzt noch nicht verſtehen; das lernſt du, wenn du groß biſt.“

„M! Nächſtes Jahr, nich? Denn bin ich doch groß, nich?“

„Nein, nächſtes Jahr biſt du noch nicht groß.“

„Wie groß bin ich denn nächſtes Jahr?“

„So groß vielleicht.“

„M. Ich weiß, was ich thu: ich trink fix Milch, denn werd ich ganz größer!“

„Ja, das thu nur. Aber jetzt darfſt du mich nicht wieder ſtören!“

„Nein. — — Weiß du was, Pappa?“

„Na?“

„Ich bin Rudi ganz böſe.“

„So? Warum denn?“

Digitized by Google

„Wenn ich ſag: der Storch ſoll bei uns 'n Baby bringen, denn ſagt er immer: Nein, bei uns, un wenn ich denn ſag: Nein, bei uns, denn ſagt er immer immer wieder: Nein, bei uns. Das ſoll er doch garnich, nich? Der Storch ſoll doch bei uns 'n Baby bringen, nich?"

„Das glaub ich nicht, Appelſchnut. Ich glaube, er bringt eins bei Rudi."

Appelſchnut wird ſehr nachdenklich. Und dann ſpricht ſie aus der Tiefe ihrer Sehnſucht heraus:

„Junge, ich möcht, das Fenſter bleibte mal nachts bei mir offen; vielleich bringt der Storch uns dann 'n Baby, un denn ſucht er, wo das kleinſte Bett is, un denn legt er das gerade in mein Bett!! Meinſt, ich bring das denn in eure Schlafſtube? Nee! Wenn es ſchreit, denn mach ich ſch—ſch—ſch—, denn wird es wohl bis morgens ruig ſein. Da weck ich euch nich ers um!"

Was ſoll ich euch ſagen, meine Freunde? Bücher, Kant und Tintenfaß ſind ſchon weit, weit fortgetrieben und ſchwimmen im tranſcendenten Äther, und mein Kopf treibt wie ein kleiner Kinderkopf auf der Welle des Sommertags und läßt ſich heben und läßt ſich ſinken und ſummt vor ſich hin: Mir iſt es gleich, wohin es geht.

Digitized by Google

Liebe und Ehe! Dieſe gewaltigen, ſchreckens- und ſchönheitsvollen Territorien — man ſollte nicht glauben, welchen Raum ſie in einem Kinderköpfchen einnehmen und was ſie da für harmlos-ebene Fluren ſind. Da löſen ſich die ſchwierigſten und verworrenſten Dinge glatt und leicht. Schon mit drei Jahren bekundete Appelſchnut die Abſicht zu heiraten, wenn ſie groß ſei, und zwar ſtand es für ſie außer allem Zweifel, daß ſie einmal ihren Bruder Erasmus heiraten werde. Als ihr dann jemand erklärte, daß man ſeinen Bruder nicht ehelichen könne, rief ſie verzweiflungsvoll: „Wen ſoll ich denn aber bloß heiraten!“ Dieſe Frage iſt inzwiſchen ihrer Löſung näher gerückt. Rudi, der Nachbarsſohn, ein allerliebſter kleiner Blondkopf und ihr ſtändiger Spielgefährte, hat bis jetzt die meiſten Ausſichten auf ihre Hand. Aber wer kann dem Flatterſinn der Weiber trauen? Im Seebade lernte Appelſchnut Guſtav kennen, Guſtav aus München. Sie ſehen und ſie lieben war für Guſtav eins. Schon am dritten Tage ihrer Bekanntſchaft trat Guſtav vor ſeine Eltern hin mit der Frage: „Wenn ich groß bin, darf ich doch Roswitha heiraten, nicht wahr?“ und erhielt das Jawort ſeiner Eltern. Auch Roswitha erklärte: „Guſtav ſoll mein Vater werden.“ („Vater“ hier ſo viel wie „Gatte“.) Meine Frau zeigte ſich ſehr

Digitized by Google

bestürzt und machte ihr ernstliche Vorhaltungen. „Was ist das?“ rief sie aus. „Gustav soll dein ‚Vater‘ werden? Was wird denn aus Rudi? Ich denke, der soll dein ‚Vater‘ werden!“

Appelschnut schürzte verächtlich die Lippen.

„Der will ja was anderes werden! Der will ja Eisenbahnmann werden.“

Dieselbe Auffassung wie vom Vater sein hat sie löblicherer Weise auch vom Mutter sein; sie betrachtet es als Beruf. Aber — und hier muß ich nun leider dem „Verein zur öffentlichen Hebung der Moralität bei den Mitmenschen“ einen furchtbaren Schreck einjagen — sie betrachtet das Ideal des Mutterwerdens vollkommen unabhängig vom Heiraten. Sie hat lange geschwankt, ob sie Schneiderin oder Mutter werden wolle. Schneiderin, wenn man's bedenkt, ist ja sehr schön: man kann sein ganzes Leben lang Puppenkleider machen. Was wunder, daß Roswithen daher ein Stein vom Herzen fiel, als ihre Mutter ihr eines Tages erklärte, daß sich beides sehr wohl vereinigen lasse.

„O ja!“ rief Appelschnut glückselig. „Was werd ich denn erst, Mamma?“

„Na, zuerst wirst du wohl Schneiderin.“

„O ja, un denn werd ich Mutter! Grade so wie Fräulein Annie, nich? [Frl. Annie ist unsere Schneiderin.] Die is auch Schneiderin, un nu wird sie bald Mutter, nich?“

Meine Frau hatte Mühe, ihr die Richtigkeit dieser Folgerung auszureden und Frl. Annies Ruf vor Schaden zu bewahren.

Ach, armer Gustav aus München, deine Sachen stehen schlecht! Du kannst nicht täglich zur Stelle sein, um deinen Vorteil wahrzunehmen, wie Rudi. Da kommt er um die Ecke durch den Garten geschlendert; sein goldblonder Lockenkopf ist wie Sonnenfunken, die sich auf grünem Meeresspiegel wiegen. Roswitha eilt jubelnd davon und umschlingt ihren Rudi, dem sie ganz böse ist.

„Mein süßer Rudi!"

Rudi ist ein männlich-herber Charakter; er erwidert nur mit einem halblauten „—switha?" Er ist überdies wieder mit einer Untersuchung beschäftigt. Er hat irgend etwas in der Hand, das er, wie alles, was er Auffallendes findet, beguckt, befühlt, behorcht und endlich mit der Zunge prüft. Er ist eine ausgesprochene Gelehrtennatur und führt mit Appelschnut zuweilen sehr tiefsinnige Gespräche. So hat er ihr u. a. die Überzeugung beigebracht: Wenn ein Regenwurm sterbe, dann gebe es Regen. Er verfügt denn auch schon über einen angemessenen Gelehrtenstolz. Eines Tages fragte er seine erwachsene Schwester:

„Du, Sabine, was war das man noch, was in der Schachtel von der Apotheke war?"

Digitized by Google

„Pulver.“

„Nein!“

„Pillen?“

„Nein!!“

„Kapseln?“

„Ja, aber was war das man noch?“

„Junge, ich versteh dich nicht.“

„Was so ist!“ Und er zeichnete auf ein Stück Papier ein länglich-rundes Etwas.

„Ein Ei?“

„Nein!!!“

„Ach — meinst du vielleicht eine Ellipse?“ fragte die Schwester zweifelnd.

„Ja, eine Ellipse!“ schrie Rudi, und im nächsten Augenblick war er im Garten bei Appelschnut.

„Roswitha, weißt du, was 'ne Ellipse ist?“

„Nee,“ versetzte Appelschnut mit herzlicher Entschiedenheit.

„O Roswitha,“ rief Rudi mit Entrüstung, „wie bist du dumm! Du weißt nicht mal, was 'ne Ellipse ist!“

Da Appelschnut nun einen Gefährten hat, ist der Grund für mein Nichtsthun eigentlich hinfällig, und ich versuche denn auch, das transcendentale Schema wieder in Sicht zu bekommen und zu entern. Zu meiner großen Freude werde ich aber bald durch ein erregtes Gespräch wieder gestört.

Digitized by Google

„Ich bin doch älter," ruft Rudi.

„Nein!"

„Doch!"

„Nein! Sieh mal, du bis doch fünf, nich? Un wenn wieder Sommer is, denn is mein Geburtstag, un denn bin ich auch fünf."

„Denn bin ich sechs," versetzt Rudi mit schnöder Kälte.

„Nein!"

„Doch!"

„Denn wer' ich auch sechs!"

„Denn werd' ich sieben."

„Pfui, Rudi! — Pappa, Rudi will immer älter sein als ich!" Sie ist dem Weinen nahe.

„Ja, Schätzchen, das ist nun einmal so. Dagegen ist nichts zu machen."

„Er soll aber nich älter sein!"

„Dscha—!"

Damit ist der eheliche Zwist wieder da. Jede Überlegenheit gesteht sie ihm zu; nur daß er älter und größer ist als sie, das ist für ihr Kraftbewußtsein ein unverwindbarer Schmerz. Empfand es doch ihre dreizehnjährige Schwester noch mit einem sanften Neide, daß ihr Bruder größere Stiefel tragen dürfe als sie; war sie doch überglücklich und stolz, als der Schuhmacher endlich erklärte, Kinderstiefel paßten ihr jetzt nicht mehr, sie müsse jetzt „Damennummer" tragen! Irre ich mich nicht, so kommt im

Leben der Frauen eine Zeit, wo dieſe Schmerzen verſtummen.

Rudi iſt zur Rechten gegangen und Appelſchnut zur Linken. Wenn aber Rudi ſich einbildet, daß Appelſchnut um einen Spielgefährten verlegen ſei, dann irrt er ſich: ſie tanzt mit ihrem Schatten. Mit wunderlichen Kapriolen ſpringt ſie umher und bemerkt mit Vergnügen, daß der ſchwarze Schalksnarr ihr alles nachmacht. Sie ſcheint dieſen Kameraden, des Menſchen getreuſten Geſellen und Perſifleur, erſt heute ſo recht kennen zu lernen.

„Was machſt du denn da?“ frag ich ſie.

„Ich ſpiegel mich in der Erde.“

„So!“

Im nächſten Augenblick ſchießt ſie wie ein Pfeil in die äußerſte Ecke des Gartens. Eine Henne auf ihrem Beet! Auf Appelſchnuts Blumenbeet! Dieſe Keckheit!

„Haſt du ſie weggejagt?“

„Ja. Die kommen immer wieder, die ſind ſo frech, die Hühner! Aber wenn ſie nu wiederkommen, weiß, was ich denn thu?“

„Na?“

„Denn ſchleich ich mich ganz leiſe hin un denn mach ich mit einmal ‚Huuu!!!‘ Denn meinen ſie, ich bin ’n Tiger, un denn werden ſie bange un laufen weg.“

Digitized by Google

Man darf hieraus jedoch nicht schließen, daß Appelschnut ein Tigerherz im Busen trüge. Eines Tages lief sie mit meiner Frau um die Wette. Nach wenigen Schritten blieb sie stehen und ließ ihre Mutter ans Ziel gelangen. Meine Frau markierte einen großen Siegesjubel. Appelschnut aber wandte sich heimlich zu mir und sagte mit listig-lustigem Augenzwinkern: „Ich wollt' ihr mal 'ne Freude machen!"

Sieht das einem Tiger ähnlich?

Und als sie eines Tages auf meinem Schreibtisch eine Tüte bemerkte, da fragte sie vorsichtig:

„Was hast du mir man noch versprochen?"

„Was ich dir versprochen habe? Das weiß ich nicht."

„Das fängt mit'n ‚i' an."

„Fängt mit einem ‚i' an? Was ist das?"

„'n Bonbon!!"

Ach soo! Das wird wieder eine verbesserte Orthographie sein! Sie erhielt also einen Hustenbonbon; als sie aber mit dem Bonbon im Schnabel davongesprungen war zu ihrem Rudi, kam sie nach einigen Minuten wieder und rief:

„Du Pappa, weiß du was? Rudi hat noch nie in sein ganzes Leben geschmeckt, wie 'n Hustenbonbon schmeckt!"

Digitized by Google

Da aber der Vorrat an Bonbons erschöpft war, so konnte dem Erkenntnisdurste Rudis des Forschers kein Genüge geschehen. Als Appelschnut jedoch drei Tage später wieder einen Hustenbonbon bekam, war sie in drei Sprüngen an der Thür.

„Wo willst du denn hin?“

„Rudi bringen! Du weiß ja doch!“

Ich frage euch: welcher Tiger thut denn das? Welcher Dichter bringt einen Lorbeerkranz, der ihm gehört, zu seinem Kollegen und sagt: „Da, nimm du ihn!?“ Es kommt ja wohl vor, aber gewiß nicht oft.

Ich hebe wieder den Blick und sehe die beiden tief Entzweiten in inniger Umschlingung auf dem Rasen sitzen und angelegentlichen Spieles pflegen. Und habt ihr einmal zugesehen, wenn zwei Kinder an einem Sommertage auf grünem Rasen unter Bäumen spielen? Habt ihr bemerkt, daß gleich die Sonne dabei ist und mitspielt, sie am Öhrchen zupft, ihnen die Locken durcheinander wirrt, die Hand auf den Kopf legt und ihnen tief in die Augen schaut? Habt ihr bemerkt, daß die Gräser und Blumen sich recken und einander über die Schulter sehen, um zuzuschauen, und daß die alten Ulmen und Kastanien sich innerlich — natürlich nur innerlich — schütteln vor Lachen und einander mit den Zweigen anstoßen und flüstern: Du.

Digitized by Google

ſchau mal die beiden an!? Und nicht zu vergeſſen die Vögel! Kinder und Vögel ſind Geſchwiſter; ſie ſind des gleichen warmen und behenden Bluts. Darum hüpfen und ſpringen und zwitſchern in gemeſſenem Umkreis alle geflügelten Gäſte unſeres Gartens mit, wie fremde Kinder, die anfangs von ferne zuſchauen und ſich nicht ganz herantrauen, aber endlich mit fortgeriſſen werden in den Kreis der Freude.

Ja, Appelſchnut iſt gewiß ein Geſchwiſter der Vögel; ſie geht eigentlich nie; ſie hüpft und tanzt ihre Lebensbahn dahin. Auch jetzt kommt ſie herangehopſt, und während ſie mit mir ſpricht, tanzt ſie ununterbrochen vor mir herum.

„O Pappa, wir ſpielen ſo fein!“ (Hops, hops!)

„Ja? Was ſpielt ihr denn?“

„Wir ſpielen Schutzmann un Dieb (hops!) Rudi is der Schutzmann (hops!), un ich bin der Dieb (hops!). Un denn fragt er mich erſt, wie ich heiß (hops!) un denn, wo ich wohn' (hops!) und denn (hops!) was ich geſtohlen hab. Un denn ſag ich das immer ſchnell, ſons hält er mich feſt, un das mag ich nich (hops!). Du mags doch auch nich ſo lange beim Schutzmann ſein, nich Pappa?“ (hops, hops!)

„Nein, das mag ich auch nicht.“

„Weißt du was, Pappa?“

„Na?“

„Wenn nu wieder Weihnach'n kommt, denn woll'n wir es mal in Garten feiern, nich?“

„Das wird wohl nicht gehen, Appelschnut.“

„Worum nich?“

„Weihnachten ist im Winter, und dann ist es kalt draußen, und dann liegt der Garten voll Schnee.“

„Och, man zu, Pappa, laß es Weihnach'n mal ganz warm sein!“

Wundert's euch, daß Appelschnut mir solche Dinge zutraut? Kinderseele ist Märchenland. Wollte sie doch einmal geraden Wegs über die Ostsee gehen und die untergehende Sonne holen. Das Kindermädchen hatte gesagt: „Geh nur hin und hol sie!“ — Da stand Appelschnut schon mit Stiefeln und Strümpfen bis an die Knie im Wasser, gläubiger als Petrus, da ihn der Herr auf den Wellen gehen hieß, aber auch nasser. Inzwischen ist Roswitha ein paar Jahre älter geworden, und am Strande der Nordsee hatte sie diesen Sommer schon geographischere Gedanken. Sie war dabei, mich bis an den Hals mit Sand zu bedecken, und ich glaubte sie ganz mit diesem Vorhaben beschäftigt, als sie plötzlich nachdenklich übers Meer blickte und mich fragte:

„Wo is eigenlich Amerika?“

Digitized by Google

Ich zeigte nach Weſten, wo immer etwas Amerika liegt.

„Ich ſeh nix“, ſagte Appelſchnut.

„Das kannſt du auch nicht ſehen, das iſt ganz weit weg. Wenn man dahin will, muß man zehn Tage lang mit einem Schiff fahren und auf dem Schiffe eſſen und trinken und wohnen und ſchlafen — zehn mal ſchlafen!“

„Uuuha!!“

„Ja.“

„Ich mag aber nich in Amerika ſein.“

„Nein? Warum nicht?“

„Da ſind J—aner.“

„Ja, Indianer ſind freilich da.“

„Die freſſen Menſchen.“

„Ach nein, das thun ſie wohl nicht. Es ſind auch noch viele andere Menſchen da, ebenſolche wie wir.“

„Ja, die kämpfen ſich mit den J—anern.“

„Ja, mitunter; aber immer kämpfen ſie nicht.“

„Nein! Sie müſſen ja auch mal was eſſen!“

Nach einer Weile entrang ſich ihrer Bruſt ein ſehnſüchtiger Seufzer:

„Junge, ich möcht', ich könnt' fliegen!“

„So?“

„Ja, wenn denn 'n Menſchenfreſſer kämte, denn flögte ich einfach auf 'n Baum.“

Digitized by Google

„Ja, aber hier bei uns giebt es ja gar keine Menschenfresser.“

„Nein! Wenn hier 'n Menschenfresser herkommt un er will mich auffressen, denn sag ich das einfach zu'n Schutzmann, denn bringt er ihn auf die Wache, nich? Das muß er doch auch, nich? Wenn er Menschen frißt, denn is er doch ungezogen, nich?“

„Sehr ungezogen!“

Ich hänge noch der Erinnerung an jenes Strandidyll nach und sehe stillen Herzens, wie mein sonnengoldener Garten weit ins grüne Sonnenmeer der Nordsee entschwimmt und verschwimmt — als ich schon wieder durch laute Klagerufe aus meinen Träumen aufgejagt werde. Appelschnut mit ihrer Puppe Ursula auf dem Arme kommt weinend und in großer Erregung herbeigestürzt.

„Pappa huhuuu, nu spielen wir so schön Mutter un Kind huhuuu, un ich bin die Mutter huhuuu, un Ursula is das Kind huhuuu, un nu will Rudi nich der Vater sein huhuuu —“

„Ja — das ist ein schwieriger Fall. La recherche de la paternité est interdite!“

„Huuu, was sagst duuuu?“

„Ja, das war Französisch, das kannst du noch nicht verstehen.“

„Doch, huuu, das kann ich doch, huuu!“

Alles darf man Appelschnut sagen, nur nicht, daß sie etwas nicht könne. Sie kann thatsächlich sich selbst das Kleidchen anziehen und die Stiefel zuknöpfen. Und wenn man sie nur gewähren ließe, dann könnte sie noch viel mehr: durchgegangene Pferde einfangen, Wagners Tristan und Isolde spielen, Eisenbahnwagen schieben und Seezunge à la Richelieu zubereiten. Ja, als Rudi sie eines Tages wieder eigensinnig und schnöde verlassen hatte wie Theseus die Tochter des Minos und ich heimlich zu meiner Frau sagte: „Sie weiß noch nicht, wie man Männer fesselt", da rief sie eifrig: „Doch, das kann ich doch!" — denn hören kann sie auch. Sie weiß zwar nicht, was „Männer fesseln" ist; aber sie kann es.

„Also Französisch kannst du auch, Roswitha?"

„Ja huhuuu!"

„Was kannst du denn?"

„Ich kann huhuuu französisch zähl'n huhuuu!"

„Ach, dann zähl doch mal, das möcht' ich auch lernen!" Ich suche ihr Taschentuch, find es auch, aber in keinem geeigneten Zustande. Sie scheint den Garten damit reingemacht zu haben. Ich trockne ihre Thränen also mit meinem Tuch, und schluchzend und mit einem ergreifenden Leidensgesichte zählt sie französisch.

Digitized by Google

„Öng, döng, tröng, kratter, ßäng, ßieß!“

„Wahrhaftig, Appelſchnut kann Franzöſiſch!“ Ich verſuche, es nachzumachen und ſtolpere dabei entſetzlich über ſämtliche Sprachwerkzeuge. Und Appelſchnut lacht; ausſchütten will ſie ſich vor Lachen! Alſo lachen kann Appelſchnut auch, lachen, wenn noch ein dicker Tropfen im Augenwinkel ſitzt! Appelſchnut, du kannſt viele Künſte; aber in einer Sekunde weinen und lachen, das iſt doch deine ſchönſte Kunſt.

„So, jetzt geh nur wieder und ſpiel, und wenn Rudi nicht will, dann laß ihn laufen; er kommt von ſelbſt wieder. Darum mußt du nicht gleich weinen.“

„Nein,“ verſetzt ſie mit nachdenklicher Zuſtimmung. „Er is ja noch ſo klein un dumm; er weiß das noch nich beſſer“.

Und als getröſtete Strohwitwe hüpft ſie davon — Rudi hat ſich ſeinen Vaterpflichten durch die Flucht entzogen und iſt nicht mehr zu erſchauen.

Ich werde mich nun doch wieder an die Arbeit begeben. Eigentlich gehört es ſich doch durchaus nicht, daß ein erwachſener, großjähriger Schriftſteller einen ganzen Tag mit Kindern verſpielt.

Mit großer Mühe und Sorgfalt ſchlage ich meine Bücher wieder auf. Da trifft mein Ohr ein ſeltſam, wunderſam lockender Ton.

Digitized by Google

„Komm?! Komm?!“ ruft eine zarte, ſchmeichelnde Stimme.

Ich blicke auf und ſehe Roswitha vor einem Blumenbeete hocken. Ich nähere mich unbemerkt.

„Komm?! Komm?!“ ruft ſie liebevoll, wie man einem Hund oder einer Katze ruft, die ſich nicht herangetrauen. Endlich entdeck ich, daß ihr ſchmeichelnder Ruf einem Schmetterlinge gilt, der auf einer Blume ſitzt. Jetzt bemerkt ſie mich.

„Pappa,“ ruft ſie, „dieſer Schmetterling is'n komiſcher Menſch! Ich ruf immerlos, er ſoll kommen; aber meinſt, er kommt? Rührt ſich ganich!“

„Ja — das kann ich ihm nicht verdenken.“

„Pappa, krieg ihn mal!“

Nee, fällt mir nicht ein. Ich bin doch keine Zenſurbehörde.

„Man zu, Pappa!“

„Er mag nicht gefangen ſein, Appelſchnut. Du magſt doch auch nicht in der Waſchküche eingeſperrt ſein, nicht wahr?“

„Man zu, Pappa, ich will ihn auch ganich in die Waſchküche einſperr'n —“

Inzwiſchen kommt Rudi herbeigeſprungen mit einer großen, frohen Kunde. Polly hat ſich wiedergefunden! Polly iſt wieder da!

Digitized by Google

Darüber vergißt Appelschnut alle Schmetterlinge der Welt!

„Wo ist er? Wo? Wo?"

„Da unterm Strauch", sagt Rudi.

Richtig! Ganz tief unter den Rhododendron hat der Schalk sich versteckt! Acht Tage lang hat er dagesessen und sich nichts merken lassen! Und dabei sieht er uns mit seinen klugen Pudelaugen an, als ob gar nichts geschehen wäre. Drei Tage lang haben Rudi und Roswitha ihn gesucht, und der Strolch hat sich nicht vom Platze gerührt, obgleich er vier Räder unterm Leibe hat! Ist das ein Schlingel! Welch ein Wiedersehen! Welch ein Küssen und Drücken und Umarmen und Streicheln!

„Du hast Polly wohl sehr lieb, Appelschnut!"

„Ja!" seufzt sie in tiefer Andacht.

„Wen hast du denn mehr lieb: Polly oder mich?" frage ich sie.

Sie denkt einen Augenblick nach.

„Beide gleich," versetzt sie.

Ich kehre geknickt zu Immanuel Kant zurück. Was bleibt uns nach solchen Enttäuschungen Besseres als die Philosophie?

Und es wird eine große Stille. — Eine lang andauernde Stille. — Eine unheimliche Arbeitsstille. — Ich werde schließlich doch wohl

Digitized by Google

nicht umhin können, die transcendentalen Schemata reiner Verstandesbegriffe nach der Ordnung der Kategorien Revue passieren zu lassen. Also:

„Das reine Bild aller Größen (quantorum) vor dem äußeren Sinne ist der Raum —"

Diese Stille aber erscheint mir höchst bedenklich. Diese Stille stört mich. Wenn zwei Kinder im Garten sind, muß man doch etwas hören!! Ich höre aber nichts!! Das ist verdächtig. Wenn Kinder still sind, so ist das stets verdächtig. Ich muß unbedingt einmal nachsehen. —

Aber ich finde sie nicht. Zu sehen sind sie auch nicht. Das ist mehr als verdächtig. Plötzlich hör ich in meiner Nähe gedämpftes Sprechen — holla: der Wigwam! An den hab ich ja gar nicht gedacht! Appelschnuts Bruder Erasmus hat mit einer anderen gelegentlichen Rothaut zusammen einen Wigwam aus Holzstangen und Fußmatten errichtet. In diesem Wigwam hocken Rudi und Roswitha innig vereint wie Paul und Virginie. Paul ist Krämer und verkauft schwarze Gartenerde in Tüten; Virginie bereitet diese schwarze Gartenerde mit ausgiebigen Quantitäten Wasser zu einem reichlichen Mahl für Polly. Und da der Raum im Wigwam, wie man sich denken kann, beschränkt ist, so hat Virginie mit einem Teil

ihres Körpers und mit ihrer weißen Schürze in der Suppe Platz genommen.

„Appelschnut —! Allmächtiger! Wie siehst du aus!“

Die beiden machen ein Gesicht wie Adam und Eva, als sie „die Stimme des Herrn im Garten hörten“ und das Paradies verloren war. Appelschnut macht Augen von einem unerhörten Durchmesser und studiert andauernd mein Gesicht: Ist er wirklich böse, oder thut er nur so. Es ist ihr dabei offenbar nicht bekannt, daß sich um ihr rechtes Auge ein großer, kräftig gezeichneter Ring von Gartenerde zieht und wie ein Monokle ausschaut.

„Aber Appelschnut — was wird die Mama sagen!“

Hier muß ich einschalten, daß nämlich dies der einzige Punkt ist, in dem unsere elterlichen Erziehungsprinzipien auseinandergehen. Meine Frau dringt auf unentwegte Reinlichkeit und hat recht damit; ich aber habe für die Wäsche nicht zu sorgen und urteile deshalb weit großherziger. Für mich hat ein Gesichtchen das mir eifrig eine Geschichte erzählt und dabei nicht ahnt, daß unter dem Näschen ein furchtbarer Schnauzbart sitzt, etwas Unendlich-Rührendes in seiner naiven Schmutzigkeit. Ich finde die mancherlei Arten von Tätowierung, die dabei vorkommen, so unendlich interessant!

Man bekommt immer neue Deſſins zu ſehen! Wie köſtlich wirkt auf ſolch einer rot und weißen Wange ein Schönheitspfläſterchen, wie hebt es den Teint, vorausgeſetzt, daß noch Teint zum Heben vorhanden und nicht alles Schönheitspfläſterchen iſt! Wie geheimnisvoll erſcheint auf ſolch einer kleinen Stirn der genaue Abdruck von fünf aufwärts gerichteten Fingern, und — das iſt das Herrlichſte —: wie pikant, wie punktualiſtiſch pikant iſt ein unbewußter Fleck gerad auf der Naſenſpitze! Das giebt dem ganzen menſchlichen 25pfünder etwas Unternehmend-Übermenſchliches, etwas Eroberer-haftes, das bereit iſt, mit der Naſe voran durch allen Staub und Schmutz der Welt zu gehen....

Aber du wirſt doch hinein müſſen in die Wäſche, Appelſchnut! Das iſt das Los des Schönen auf der Erde! Ich ziehe ſie aus dem Wigwam hervor und kann, wie ich ſie vollends beſehe, nicht umhin, abermals auszurufen: „Appelſchnut, mein Gott, wie ſiehſt du aus!“

„Och, das is nich ſo ſchlimm!“ meint ſie. „Das kann mal ſpazier'n (paſſieren)!“

„So! Das erzähl nur der Mama! Laß dich nur ja nicht vor den Leuten ſehen!“

„Och, das ſchad't nix! Ich genier mich nich ſo!“

Appelſchnut, das iſt ſehr großzügig von dir gedacht; aber wir müſſen doch hinein vor

das Ober-Schürzen-Gericht. Ich gehe mit als Rechtsbeistand und werde auf Freisprechung, mindestens aber auf mildernde Umstände und Anrechnung des Monokles plädieren.

Die Affaire läuft denn auch recht glimpflich ab; die „Mamma" muß sich auch auf die Lippen beißen, und ein Richter, der sich auf die Lippen beißt, hat seine größten Schrecken verloren. Leider aber zeigt sich bald, daß Appelschnut noch etwas Schlimmeres auf dem Kerbholz hat.

Vor dem offenen Fenster der Speisekammer, als welche im Keller gelegen ist, stand in der Kühle des Morgens eine Schüssel mit Apfelmus, bestimmt, die Freuden des nächsten Diners zu erhöhen. Als indessen die Magd die zierlich bemalete Schüssel stellen wollt' auf den Tisch zur leckeren Freude der Herrschaft, siehe, da fand sie entsetzt im köstlich-goldenen Breie langgezogene Spuren von einem gefingerten Tiere. Appelschnut, Appelschnut! Die Suppe im Wigwam beschmutzte nur dein Gewand; aber dieses Apfelmus befleckt dein Inneres! Der Verbrecher wird — wie es in den Zeitungen heißt — mit seinem Opfer konfrontiert und erkennt bleich und schlotternd die Handschrift im Apfelmus als die seinige an.

„Hat Rudi mitgenascht?"

„Ja."

Digitized by Google

„Wer hat denn zuerſt geſagt: Wir wollen mal von dem Apfelmus eſſen?“

„Ich.“

Iſt es nun nicht ein Jammer, daß man ſie dafür nicht küſſen darf? Im Gegenteil: man muß ihr noch das Kompot entziehen; denn der Menſch, der ſein Apfelmus antezipiert, der hat es gehabt: das iſt Naturgeſetz. Wenn wir Erwachſenen uns als Anſtifter zu einer Schandthat bekennen — ich ſage ja: wenn wir es thun — dann haben wir als Kompot doch wenigſtens das ſüße Gefühl einer anſtändigen Handlung. Nicht einmal das hat Appelſchnut! Wenn ich ſie jetzt küſſe, bezieht ſie es auf die Apfelmusprobe! Weil ich aber nicht leiden kann, daß eine ſchöne That unbelohnt bleibe, und weil ich dem „Verein zur öffentlichen Hebung der Moralität bei den Mitmenſchen“ ſo ſchrecklich gern eins vor die Magengrube verſetze, deshalb ſei hier der edlen Handlung Roswithens ein Denkmal geſetzt in den Worten:

Appelſchnut,
am Tage, da du vom Apfelmuſe ſtahlſt,
obwohl du vom Apfelmuſe ſtahlſt,
warſt du ein rieſig anſtändiger Kerl.

Leider verfehlt die Strafe der Apfelmusentziehung jeden Effekt, weil noch während des

Mittageſſens ein unvergleichlich ſtärkerer Reiz in Appelſchnuts Seele fällt. Was kann das ſein? Was iſt ſtärker als Apfelmus und Schlagſahne, Schokolade und Fruchtbonbons? Ich will es euch ſagen, mit einem Worte will ich es euch ſagen, mit einem Worte, das nur vier Laute enthält. Und wenn ich es geſagt habe, werdet ihr mir alle zuſtimmen. Wie alſo heißt das, was ſtärker iſt als Ananas-Pralinés und Kirſchentorte? Es heißt

„Sand".

Schon während der Suppe kommt die Kunde, daß der übliche Lieferant ſoeben eine Ladung Sand gebracht habe und die große Sandkiſte im Garten bis an den Rand gefüllt ſei. Von jetzt an ſitzen Roswitha und Hertha nur noch halb auf dem Stuhle, und Schuberts Müllerburſche mit ſeiner „Ungeduld" iſt gegen ſie ein phlegmatiſcher Niederländer. Die Größeren wahren ſchon mehr die Dehors; denn eigentlich iſt ja der Sand ein Spielzeug „für die Kleinen". Während des Nachtiſches hängen zehn Augen an unſeren Geſichtern, um den die Tafel aufhebenden Blick aufzufangen. Als ich von dem Satze: „Ihr könnt jetzt hinausgehen," das Wort „Ihr" geſprochen habe, ſtauen ſich bereits drei in der Thüröffnung, die zugleich hinauswollen.

Draußen angelangt, ſchwingt ſich Roswitha

in die Sandkiſte, umarmt eine möglichſt große Menge des köſtlichen Stoffes und ruft: „Mein ſüßer Sand, biſt du da? Du biſt mein geliebter Sand!“ Hertha beginnt mit dem Kuchenbacken; Irene läßt den Sand durch die Finger gleiten, und Gertrud und Erasmus ſtehen mit wohlwollendem Intereſſe, aber entſchieden mit Haltung dabei; denn ſchließlich iſt ja der Sand ein Spielzeug für die Kleinen. Ich weiß nicht, welche geheime Naturkraft hier waltet: aber nach 10 Minuten ſind noch drei Nachbarskinder bei der Sandkiſte, darunter ein 15 jähriger mit einer Baßſtimme, ſieben feinen ſchwarzen Härchen auf der Oberlippe und Ironie in den Blicken. Mit den Händen in der Taſche und einem Anflug von Großjährigkeit um die Mundwinkel blickt er auf den Sand herab und ſagt: „Wie die kleinen Krabben ſich amüſieren!“ Die übrigen Großen ſchließen ſich ſeiner gereiften Beobachtung an und wenden ſich ab; denn der Sand iſt etwas für die Kleinen.

Von keinem Menſchen auf der weiten Welt kann man verlangen, daß er ſich unmittelbar nach dem Diner mit erkenntnistheoretiſchen Unterſuchungen beſchäftige. Hab ich alſo ſchon den ganzen Vormittag mit Sommervögeln und Sonntagskindern verbummelt, ſo darf ich mich nun erſt recht in Duft und Schein des Juntages betten und jenen Phantaſien Audienz ge-

Digitized by Google

ben, die an ſolchem Tage nach dem Mahle durch unſer Hirn taumeln, als wenn ſie alten Burgunder getrunken hätten. In ſeltſam bunter Reihe umtanzen mich Gedanken und Geſtalten, einander bei der Hand faſſend in unendlicher Reihe:

Wir winden, winden einen Kranz —
Wir ſchmieden, ſchmieden eine Kette —

und plötzlich tauchen zwei liebe kleine bekannte Geſichterchen auf, und als ich die Augen vollends aufmache, ſtehen Hertha und Roswitha Hand in Hand vor mir, Hertha als Klägerin, Roswitha als Verklagte.

„Vater, dieſe Puppe iſt Roswithas Kind, und nun iſt es an Blutvergiftung geſtorben, und wir wollen es begraben im Sand, und nun will Roswitha nicht weinen! Das muß ſie doch, nicht, Vater?“

„Nee!“ lacht Appelſchnut. „Was 'n Unſinn, nich Pappa? Worum ſoll ich denn nu bloß weinen? Das macht doch Spaß, nich Pappa?“

Liebes Hertha-Kind — deine Schweſter Appelſchnut ſpricht eine andere Sprache als wir. Ihr Geiſt unterſcheidet ſchon den „Soldaten aus Pappe“ und den „Soldaten aus Wirklichkeit“, ihr Herz aber noch nicht.

Aber das Begräbnis muß ich mir anſehen. Man kann nicht ſagen, daß ſie die Sache tra-

Digitized by Google

gisch nähmen. Vielmehr greifen sie das Geschäft so fröhlich an wie gut bezahlte Leidtragende. Bald aber machen sie den Übergang, den auch ich als Knabe stets zu machen pflegte den Übergang vom Puppenspiel zum Menschenspiel. Appelschnut produziert mit großer Begeisterung den Einfall, sich selbst begraben zu lassen. Sie kann sich das leisten. Als sie aber zur Hälfte mit Sand bedeckt ist, richtet sie sich auf und macht Miene, aus der Kiste herauszuklettern.

„Roswitha, was willst du?“ ruft Hertha. „Bleib doch liegen!“

„Nein, ich muß mal —!“ erklärt Roswitha mit kühler Selbstverständlichkeit.

Das überwindet freilich Tod und Grab.

— — — — — — — — — — — —

Bald darauf legt sich mir ein Ärmchen um den Hals. Es ist Appelschnut; sie hat inzwischen über den Tod nachgedacht. Denn sie fragt:

„Pappa, die kleine Thereſe ist doch nu tot, nich?“

Thereſe ist ein Kind aus der Schulbekanntschaft ihrer Schwestern.

„Ja, Thereſe ist tot.“

„Un nu kommt sie doch in die schwarze Erde, nich?“

„Ja.“

Digitized by Google

„Pappa", — hier geht Appelschnut seltsamer Weise wieder zum Tanz über — „Pappa, wenn ich tot bin (hops!) un wenn sie mich in die schwarze Erde eingraben wollen (hops!), weiß, was ich denn thu?"

„Nun?"

„Denn strampel ich einfach mit den Beinen (hops!), daß die schwarze Erde wieder von mir abfällt (hops, hops!) Aber weiß, was ich thu? Ich mach die Augen nich auf (hops!) nee! Sons kommt mir ja all der schwarze Sand in die Augen (hops!) Das thus Du doch auch nich, was?"

„Nein, ich mach die Augen zu."

Und danach schließen Hertha und Roswitha sich dem Spiel der andern an. Da mach ich die merkwürdige Beobachtung, daß jetzt 11 Kinder um die Sandkiste vereinigt sind. Auch Gertrud und Erasmus backen mit Feuereifer Sandtorten und Napfkuchen, und der Ironiker mit der schüchtern behaarten Oberlippe hat sich eine weiße Schürze vorgebunden und verkauft sie mit Begeisterung.

So macht der Sand aus fünfzehnjährigen Kindern fünfjährige, so vermag er selbst Kinder noch zu verjüngen. Er beschäftigt unsere heitersten Kräfte: unsere Phantasie, unsere Willkür. Willig bequemt er sich in tausend

Formen, willig lassen seine Gebilde sich zerstören und immer wieder neu gestalten. Bauen kann man mit ihm, bauen! Bauen ist der Menschen sehnsüchtigstes Spiel: die Schwere zu überwinden und Tempel und Paläste aufzuschichten, die nach oben streben und nach oben weisen. Das ist der Menschheit ewiges Glück, daß sie nach oben will. Alles Große, Liebe, Schöne — nur eines will es: nach oben. Und am schönsten, seligsten baut es sich aus Luft und aus Sand; denn sie sind leicht beweglich wie des Menschen Traum. Aber nicht trocken darf der Sand sein, sonst zerrinnt er ohne Gestalt. Feuchtigkeit muß ihn zusammenballen zum Gebilde. Und

Nicht mit süßen
Wasserflüssen
Zwang Prometheus unsern Leim;
Nein, mit Thränen,
Drum im Sehnen
Und im Schmerz sind wir daheim.

Ja, Thränen sind gut: sie machen Festen und Burgen aus dem Sand, mit dem wir bauen. —

„Kinder, laßt uns eine große Burg bauen mit Türmen und Thoren, mit Wällen und Gräben und Fenstern und Lauben! Ihr wißt schon, wie ich's meine:

Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild;

Digitized by Google

Doch dem Wandersmann erſcheinen
Auf den altbemooſten Steinen
Oft Geſtalten zart und mild."

„O ja, ja, ja! Eine Burg bauen! Eine Burg!"

Und jetzt ſpielen zwölf im Sande.

Haha, wer will mir jetzt noch einen Vorwurf machen? Wenn der Menſch ſich nützlich beſchäftigt, ſo kann man nicht mehr von ihm verlangen. Wenn ich Vernunftkritik treibe, dann kann ich keine Burgen bauen, nicht wahr? Nun alſo! Wenn ich Burgen baue, kann ich alſo auch keine Vernunftkritik treiben. Das iſt ſonnenklar.

Und ſo verrinnt der Tag, und als der Abend gekommen iſt, hat Appelſchnut doch etwas gefangen: einen Sonnenkäfer, und Erasmus hat ihn in ein Glas gethan. Wie manchen Tag ſchon hab ich vom Fenſter aus Appelſchnut auf dem Jagdpfade geſehen, auf den Fußſpitzen gehend, die Händchen in größter Spannung geſpreizt und die Vögel beſchleichend. Sie will ihnen ganz gewiß nichts thun; ſie will nur einen haben, mit dem ſie ſpielen kann, wenn Rudi nicht da iſt. Aber die Vögel begreifen das nicht und fliegen immer davon. Eines Tages rief Appelſchnut ſogar mit ſchmerzlicher Entſchiedenheit:

Digitized by Google

„Mamma, wann kochen wir mal wieder Leim?“

„Leim? — Wozu das denn?“

„Den mach ich denn auf 'n Zweig, un denn ſetzen ſich die Vögel darauf, un denn kleben ſie feſt, un denn kleb ich ſie einfach wieder ab, un denn hab ich Vögel.“

Aber nun hat ſie wenigſtens ein Sonnenkäferchen, und das zeigt ſie beglückt der Mutter, die ſie zu Bette bringt.

„Aber auf dem kalten, harten Glas mag das Käferlein nicht ſitzen. Wollen wir es nicht auf eine Blume am Fenſter ſetzen?“

„Ach nein, Mama, dann fliegt es ja weg!“

„Aber wenn er in dem Glas ſitzen muß, dann iſt er die ganze Nacht traurig und denkt: ‚O die böſe Roswitha! Sie hat mich in dies ſchreckliche Glas eingeſperrt!‘ Wenn du ihn aber auf die Blume ſetzeſt, dann denkt er: ‚O die ſüße Roswitha, ſie hat mich freigelaſſen!‘“

Appelſchnut ſteht plötzlich aufrecht im Bettchen.

„Laß ihn man wieder raus!“ ſagt ſie.

Und dann legt ſie ſich wieder nieder, ſteckt den Daumen in den Mund und ſaugt an ihm und an dem Bewußtſein einer guten That.

„Mamma, ſing mal das Lied von der Lilie un der Roſe!“

Digitized by Google

Und meine Frau beginnt Schuberts herrliches „Wiegenlied", ein Lied, das älteste, gramerfüllteste Menschenkinder zur Ruhe singen kann, ein Lied, um das der ganze Friede eines kindlichen, geruhigen und goldenen Zeitalters weht.

„Schlafe, schlafe, holder, süßer Knabe,
Leise wiegt dich deiner Mutter Hand.
Sanfte Ruhe, milde Labe
Bringt dir schwebend dieses Wiegenband."

„Mamma, ich bin gar kein Knabe, un ich lieg auch ganich in der Wiege; aber das macht nix."

Gott erhalte dir, mein Kind, diese Überlegenheit über den Hosenknopfrealismus.

Wenn man aber glaubt, daß Appelschnut nun schliefe, dann wendet sie sich noch einmal um und fragt:

„Mamma, wie kommen eigenlich die Sterne immer aus der Luft raus un wieder rein?" oder:

„Pappa, woher kommt eigenlich die Natur?" oder:

„Mamma, solche Adern mit Blut drin, solche wie ich hab, die haben doch alle Menschen, nich?" oder:

„Pappa, Sand is doch aus Stein gemacht, nich?" oder:

„Mamma, der Soldat, weiß du wohl, den wir heute gesehen haben, der vor sein kleines

Haus ſtand, weiß du wohl, das war doch 'n wirklicher, nich? Das war doch gakein ausgeſtopfter, nich?" oder:

„Pappa, als die Welt noch ganich angefangen hatte, was für 'n Tag war da eigenlich?" oder:

„Mamma, wie hießte eigenlich das Nashorn, wenn es kein Horn auf der Naſe hätte?"

Endlich ſchläft Appelſchnut aber doch, und wir ſchleichen behutſam aus dem Gemach, wo zwei glückliche Sonnenkäfer wohnen.

Ich aber gehe hinunter in mein ſtilles Arbeitszimmer und lege dieſen Tag zwiſchen die Tage meiner Arbeit, wie man wohl eine Primel oder eine Anemone zwiſchen die Blätter der Kritik der reinen Vernunft legt.

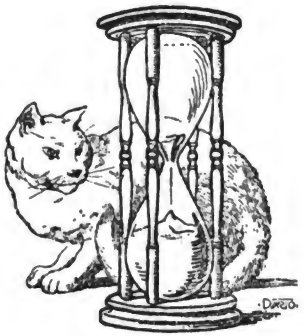
Unter dem Druck der Zeit wird die Blume ihr natürliches Leben verhauchen; die Blätter des Buches ſaugen ihren Duft und ihre Farben auf. Eines Tages aber, nach Jahren vielleicht, ſchlägſt du gedankenvoll das Buch wieder auf — und ſinnend ſtarrſt du auf die vergeſſene Blume. Und ſtaunend ſiehſt du, daß in ihren Blättern neues Leben wirkt, überirdiſches Leben: ſie iſt auferſtanden in einem verklärten Leibe, und ſie umzittert ewiger Duft.

Spät iſt's vielleicht und du ſchon alt, und einſam hauſeſt du in deinem Gemach und ſuchſt auf den Blättern eines Buches mit alten

Augen und zitterndem Finger die Wahrheit. Und wieder findeſt du die Blume. Und aus zukünftigen Gedanken und vergangenen Geſtalten, aus lächelnder Wehmut und glückſeligen Thränen, aus Sehnſucht und Erinnerung rundet ſich dir in enger Kammer des Lebens unermeſſener Kranz.

* * *

O Kranz meines Lebens, wie tief empfind ich deine Blütenfülle!



ANDA

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

In neuer Auflage (4.—6. Tausend) erschien:

Die Gerechtigkeit

Eine Komödie in 5 Akten

von

Otto Ernst.

Preis Mark 2.—, elegant gebunden Mark 3.—.

„Die Gerechtigkeit" ist **die Komödie des Revolverjournalismus** im weitesten Sinne des Wortes und geißelt die erschreckenden, verheerenden Schäden der modernen Presse **mit rücksichtsloser Schärfe.** Sowohl als Kunstwerk wie als sittliche That wurde die „Gerechtigkeit" von ersten Männern der Kunst und Litteratur mit begeisterter Freude begrüßt. Unter vielen anderen schrieb **ein berühmter deutscher Novellist und Lyriker** dem Dichter:

„Mit der Fackel einer so glänzenden Satire einmal in die Schlupfwinkel der journalistischen Wegelagerer hineingeleuchtet zu haben, daß nun ein paar dieser unausrottbaren Schufte leibhaftig am Pranger stehen, ist ein Verdienst um unsere litterarische Kultur, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Und welche Fülle von souveränem Humor und schlagfertigem Witz in den Hauptfiguren!"

„Die Gerechtigkeit" wurde bereits in Dresden, München, Leipzig, Nürnberg, Cöln, Wien u. v. a. O. mit größtem Beifall aufgeführt und von fast allen deutschen Bühnen angenommen.

Digitized by Google

Digitized by Google

76564
076564a

b89008076564
b89008076564a

Digitized by Google